Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1933

56. Jahrgang. — Winnipeg, Man., den 26. April 1933. — Nummer 17.

Die Liebe Jesu.

Mel: Liebe, die du mich zum Bilde.

Liebe in der Dornenkrone,
Die dein edles Haupt einst trug,
Liebe, die man unter Hohne
Blutig geißelte und schlug,
Liebe, dir gehört mein Herz
Dankerfüllt, in Freud' und Schmerz.

Liebe, die dort am Erblassen
Unter uns'rer Sündenlast,
„Warum hast du mich verlassen"
Himmelan geschrien hast,
Liebe, dir gehört mein Herz
Dankerfüllt, in Freud' und Schmerz.

Liebe, die am Marterpfahle
Mit durchgrab'nen Händen hing,
Liebe, die dort einst nur Galle
Bei dem größten Durst empfing,
Liebe, dir gehört mein Herz
Dankerfüllt, in Freud' und Schmerz.

Liebe, die mich noch verschonet
Mit dem Tode, Sarg und Grab,
Liebe, die mich nicht gelohnet
Wie ich es verdienet hab',
Liebe, dir gehört mein Herz
Dankerfüllt, in Freud' und Schmerz.

Liebe, die den Himmel bringet
Statt der ew'gen Höllenpein,
Liebe, die zum Herzen dringet
Und macht es von Flecken rein,
Liebe, dir gehört mein Herz
Dankerfüllt, in Freud' und Schmerz.

Rosthern, Sask. — J. P. F.

Drei Tage und drei Nächte.

Matth. 12, 40.

Uns waren die verschiedenen chronologischen Kommentäre über die drei Tage und Nächte, wovon Jesus selbst sagt, daß er mitten in der Erde sein würde, immer nicht überzeugend klar gewesen; und deshalb hatten wir uns selbst darüber auch keine besonderen Gedanken gemacht, um diese Tatsache näher zu erwägen, bis dieselbe uns von jemand zur Frage gemacht wurde. Die Antwort mag allgemein zu weiteren Erklärungen Anlaß geben.

Wir finden es immer am vorteilhaftesten bei Fragen, wie die hier, nur die Bibel zu gebrauchen. Als wir daraufhin die vier Evangelistenbeschreibungen denkend durchlasen, fiel uns bei, mal das in den alten Bibeln (wir haben zwei, eine von 1824 und eine von 1855) zu lesen, beide stimmen noch wörtlich. Da heißt es in Matth. 27, 1: „Am Abend aber des Sabbats, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbaten (also nicht am gewöhnlichen Sabbat) kam Maria ..." usw. Mark. 15, 42: „Und am Abend, dieweil es der Rüsttag war, welcher ist der Vorsabbat kam Joseph ..." usw. Mark. 16, 2: „Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbate sehr frühe." usw. Luk. 23, 54: „Und es war der Rüsttag, und der Sabbat brach an; Aber an der Sabbate einem sehr frühe..." usw., Vers 13: „an demselbigen Tag.." usw. Nach dieser Leseart der alten Bibel ist überal der Feiertagsgedanke dabei und nicht der Sabbat, wie in den revidierten. Wir kamen durch dieses zu folgender Ansicht:

Der einzige genaue Anhaltspunkt ist der Auferstehungstag, der uns revidiert als der erste Wochentag bezeichnet wird. Dem zufolge muß der Vorhergehende der gewöhnliche Sabbat gewesen sein, und der dritte (vor dem Sabbat) der erste Tag der ungesäuerten Brote, der eben so heilig war als der Sabbat; denn der erste und siebente waren heilig (2. Mose 12, 16; 3. Mose 23, 4—8.) an diesem Tage konnten sie unmöglich auf das Gericht und mit der Kreuzigung sich beschäftigt haben. Joh. 19, 31 heißt es: „Dieweil es der Rüsttag war, daß nicht die Leichname am Kreuz blieben den Sabbat über (denn desselbigen Sabbat war groß), demnach ist nicht der gewöhnliche damit gemeint gewesen.

Der 15. Tag des Monats Abib (2. Mose 13, 4.) dieser Tag, wenn vom Neumond abhängig gerechnet, fällt nicht immer auf ein und denselben Wochentag. In 1919 war der Neumond am Montag, 1920 am Samstag, 1921 am Mittwoch. Also muß es sich damals so getroffen haben, daß der 15. Tag am Freitag war, dadurch bekamen sie zwei hintereinander heilige Sabbattage, an denen sie nichts tun durften. Da mag die besondere Erklärung, Joh. 19, 31, zutreffen: (denn desselbigen Sabbats Tag war groß) also größer als die andern Feiertage der Woche dieses Festes. Nach Matth. 26, 5 war es ihnen darum zu tun ihn vor dem Fest zu beseitigen.

Wenn wir Karfreitag berücksichtigen an dem Jesus von Joseph gegen Abend ins Grab gelegt wurde, und das war am Rüsttage, [illegible] lesen „des andern Tages der da folgt nach dem Rüsttage, kamen die Hohenpriester und Pharisäer sämtlich zu Pilatus" und verlangten die Grabversiegelung und Wache. Dann wäre dieses am Sabbat gewesen und Jesus schon eine Nacht unbewacht im Grabe gelegen. Dieses aber ist ganz ausgeschlossen, daß das die Hohenpriester tun durften. Konnten sie schon am Richttag, Joh. 18, 29 nicht mit Jesum ins Richthaus gehen um sich damit zu verunreinigen, wie viel weniger am Sabbat.

Wo kommen aber die zwei Rüsttage her? Der eine war wohl der, wo der Sauerteig beseitigt wurde und Vorkehrungen zum Osterlammessen getroffen wurden — „wo willst du, daß wir dir bereiten, das Osterlamm zu essen". Von diesem Essen an ging Jesus über in die Hände der Obersten und das Pilatus. An diesem ersten Rüstag hatten die Hohenpriester eine Versammlung Matth. 26, 3. Nach Jesu Keruzigung am zweiten Rüsttag (Matth. 27, 62—66.) hatten sie wieder eine und gingen zu Pilatus und forderten die Wache. An diesem zweiten Rüsttag wurde wohl alles zum kommenden Fest gerüstet. Machen wir nun mit dem Schreiber Matthäus mit der ganzen Kreuzigungsgeschichte mit Vers 61 Schluß, so fällt es nicht schwer zu erkennen, daß der Schreiber mit Vers 62 ohne etwas zu wiederholen das Tun der Hohenpriester vom ersten Rüsttag an weiter erzählt. Eine Nacht ohne Wache ist ganz ausgeschlossen, denn so töricht waren die Pharisäer und Hohenpriester nicht, sich vielleicht den Vorwurf machen zulassen, sie hätten am Ende ein leeres Grab versiegeln lassen, weil er schon gestohlen war. In der Belehrung der Wächter heißt es auch nicht: „Die Jünger kamen in der Nacht, sondern „des Nachts". Also es waren mehrere Nächte und gerade in der, als sie schliefen. Vers 64 heißt es: „daß man das Grab bewahre bis an den 3. Tag."

Eins steht fest, die ganze Geschichte trug sich damals zwischen dem 14. Tag d. Monats u. dem darauf folgenden Sabbat zu. Da jetzt Ostern auf Sonntag festgesetzt ist, kann es nicht immer am 15. Tag nach Neumond treffen. Nach unsern Wochentagen hielt Jesus am Mittwochabend das Passahessen und wurde am selben Abend gefangen genommen, verhört und am Donnerstagmorgen vor Pilatus gebracht, gerichtet und gekreuziget und auch ins Grab gelegt. Somit lag er einen Teil von Donnerstag, Freitag und Sonnabend und die dazu gehörigen drei Nächte im Grabe. Da der Tag damals vom Abend an gerechnet wurde, so war die dritte Nacht schon der Anfang des dritten [illegible] was alles ist heute der dritte Tag." Wenn so biblisch genommen ist es nicht schwer zu verstehen, und ist auch kein Widerspruch darin zu finden.

F. C. Ortmann.

Wir Mennoniten.

Es ist eine sehr bewegte Zeit, in der wir leben. Wir brauchen nur die täglich bei uns einlaufenden Zeitungen zu lesen, um zu wissen — ich schreibe absichtlich: wissen —, daß wir nahe vor einem radikalen Weltumbau stehen. Uebrigens haben wir, um das zu wissen, die Zeitungan gar nicht mal nötig: mehr oder weniger fühlen wir es schon leiblich und geistlich an uns selber.

Immer schwerer wird das Leben, immer drückender die geistliche Not. Immer mehr geht's um: to be or not to be.

Ich möchte mich im Folgenden nur auf uns Mennoniten beschränken. Es ist wohl kaum außer Frage, daß wir Mennoniten jetzt am Scheidewege, jedenfalls vor einer Entscheidung stehen. 400 Jahre haben wir uns in der Welt als ein Volk erhalten können. Im Irdischen und im Geistlichen wurden wir reich gesegnet. Erlangten bis 1914 so einen allgemeinen Wohlstand, daß wir wahrheitsgemäß sagen konnten: wir haben in unserm Volke keine Armen. Auch in geistlicher Hinsicht durften wir uns entwickeln wie kaum eine andere christliche Gemeinschaft in der Welt. Stolz dürfen wir auf unsere Geschichte hinweisen...

Aber dem ernst Denkenden wird bei dem Studium unserer Geschichte doch wohl etwas bange ums Herz. Wir müssen ja zugeben, daß wir auf Grund mancherlei Segnungen, uns durch Gott geschenkt, doch auch manche Aufgaben als Volk zu erfüllen hatten. Ob wir's getan haben? Ich bin über diese Frage noch durchaus nicht im Reinen. Es will mir im Gegenteil vorkommen, daß wir Mennoniten unsere Aufgabe der Welt gegenüber lange nicht erfüllt haben.

Was haben wir zum Beispiel in Rußland mit unserem Reichtum an irdischen und geistlichen Gütern getan? Haben wir dieselben nur für uns behalten? Und wir außerhalb Rußlands — wie haben wir unsere

---

Laut letzter Nachricht konnte der Arzt das Krebsgewächs am Magen **unseres Onkels Heinrich A. Neufeld, Herbert, Sask.**, schon nicht operieren und alle Hoffnung auf Genesung ist geschwunden. Unzähligen Tausenden hat er als „auserwählt Rüstzeug unseres Himmlischen Vaters" gedient. Laßt uns ihm und seinem Hause jetzt auch durch Fürbitte und Hilfe, wenn und wo möglich, einen Gegendienst erweisen. Ed.

Aufgabe der Welt gegenüber erfüllt? (Der Leser möge es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier konkrete Fälle, deren es ja viele gibt, verschweige.)

Wenn ich an unser Volk (in Rußland) denke, besonders in den letzten Jahren vor dem Kriege, dann kann ich es begreifen, warum Gott uns jetzt solche tiefe Wege führt. Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Leider haben auch die meisten in unserem Volke, die außerhalb Rußlands in besseren, geordneten Verhältnissen leben, nicht eingesehen, daß wir vielfach an unserem Elend selber schuld sind. Nicht jedes Kreuz wird uns von Gott auf die Schultern gelegt, sondern wir selbst legen manchmal das Kreuz auf uns. Nur zu oft — und gerade in unsern Tagen — meinen wir den Namen Märtyrer tragen zu dürfen.

Schon als Kind hat's mich immer betrübt, daß unter uns Mennoniten so viele Richtungen vorhanden waren, die noch sind. In Rußland waren es nur drei. Im übrigen Europa ist unter den Mennoniten nur eine Richtung vertreten, während in Kanada 14 Gruppen bestehen. (Menn. Rundschau vom 22. Februar 1933). „Kann das wohl dem Haupt der Gemeinde unserm Herrn und Heilande, gefallen, der so brünstig gebetet hat: Auf daß sie alle eins seien. Was für ein trauriges Bild bieten wir doch der Welt mit unserer Zerklüftung dar." (Editor H. H. Ewert im Mitarbeiter).

Und dann unsere Aufgabe der Welt gegenüber?

Wiederholt werden Stimmen laut zwecks Gründung eines Mennoniten-Staates irgend wo auf der Welt. Es ist gut, daß ein solcher Plan unausführbar ist. Denn das wäre gleichsam der Welt entfliehen und ins Kloster gehen. Und was für eine Aufgabe bliebe uns dann noch übrig? Gar keine, und obendrein würden wir uns in einem eigenen Staate noch wohl mehr bekämpfen, als wir es jetzt schon tun. Oder wir würden eine Stellung einnehmen, so wie heutzutage einige Gruppen in unserem Volke: Wir wollen nichts mit euch zu schaffen haben.

Es will mir scheinen, daß Gott 100 Jahre mit uns Geduld gehabt hat. Muß sein Urteil über uns nun sein: Ihr habt nicht gewollt? Jedenfalls vollzieht er heute an uns das Gericht. Einen Teil unseres Volkes in Rußland hat er aus diesem Lande geführt in die Fremde. Der größte Teil wird dort wohl im Kampfe um die Selbsterhaltung erliegen.

Es ist noch durchaus nicht zu sagen, inwiefern wir uns auf die Dauer als Mennonitenvolk behaupten werden können. Wer Augen hat, um zu sehen, dem wird's je länger je deutlicher, daß wir als Mennonitenvolk der Auflösung entgegen gehen. In Rußland waren wir noch „ein Volk von Brüdern" d. h. wir wohnten in geschlossener Siedlung. In 1914 begann die Auflösung, und heute ist dort beinahe jede Spur ausgewischt. Daß unsere russische Zeit nicht mehr zurückkommen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Als zweites Zeichen der langsamen Auflösung unseres Volkes nenne ich die Zerstreutheit unserer Glaubensgenossen auf vielen Stellen in der Welt. Durch andauernde Verschiedenheit in Klima, Sprache, Sitten und Gebräuchen der einheimischen Bevölkerung, die verschiedenen Glaubensanschauungen usw. werden wir immer mehr von einander getrennt. Die 400-Jahr-Feier der Mennoniten 1925 in der Schweiz ist hiervon ein treffender Beweis. — Wir sind bei weitem kein „einheitliches Volk" mehr. Und wir werden es immer weniger je nach dem Maße, wie wir uns zwischen den andern Völkern ansiedeln. Mit Recht spricht Br. Warkentin in der Menn. Rundschau vom 22. Februar 1933 in dieser Beziehung von einem Völkergemisch. Auch die neuen Siedler in Paraguay und Brasilien werden sich auf die Dauer nicht dem Völkergemisch entziehen können.

Obzwar diese Vermischung mit andern Völkern an erster Stelle ein rein äußerlicher Akt ist, müssen wir die daraus entstehende Folge als sehr bedeutungsvoll für unsere Mennoniten ins Licht stellen.

Was aber das Allerbedeutungsvollste ist und letzten Endes unserm Mennonitenvolk als solches ein langsames Ende bereiten wird, daß ist die innere Vermischung mit anderen Völkern und zwar in der Gestalt der gemischten Ehe. In meinem Artikel „Die Mennoniten in Holland", der im vorigen Jahr in der Rundschau und im Boten erschien, habe ich kurz darauf hingewiesen. Ich schrieb damals, daß es in Holland etwa 50% gemischte Ehen unter den Mennoniten in Holland gebe. Es dürften aber weit mehr sein, ließ ich darauf folgen. Tatsächlich gibt es in Holland nur wenige Ehen zwischen von Haus aus saubern mennonitischen Ehegatten. Man trifft in Holland nur sehr wenig, was man in Rußland so gerne zu sagen pflegt: „Altmodische Mennoniten." Und ihre Zahl ist sehr stark im Abnehmen. Mit einigen dieser „echten" Mennoniten sprach ich über die Zukunft unseres Volkes. Einstimmig erklärten sie, daß — jedenfalls die holländischen— Mennoniten ihre Zeit gehabt hätten und ihre Mission erfüllt sei. Letzten Endes geht's ja nicht um die Frage, ob wir als Mennonitenvolk das Bestehungsrecht haben, vielmehr geht's um die Frage, ob wir als Christen ein Licht und ein Salz in der Welt sind.

So sieht es heutzutage aus im Lande, in welchem einst die Wiege der Mennoniten stand. In Deutschland sieht es nicht viel besser aus. Die sich noch von ganzem Herzen mennonitisch Fühlenden betrauern die stets zunehmende Anzahl gemischter Ehen und dadurch den Rückgang, ja das Verschwinden des alten mennonitischen Geistes. Es ist kaum denkbar, daß dem Abbau des Mennonitentums in Deutschland Einhalt geboten werden kann.

In Polen und Frankreich ist es in dieser Beziehung nicht viel besser bestellt. —

Unsere schweizerischen Glaubensgenossen haben ohne Zweifel das Mennonitentum als solches am längsten bewahrt. Allerdings nennen sie sich offiziell nicht Mennoniten, sondern Evangelische Taufgesinnten. (Uebrigens nennen auch die Holländer sich nicht Mennoniten, sondern Doopsgezinden-Taufgesinnte.) Eine wichtige Rolle aber werden die schweizerischen Mennoniten als Stütze des Mennonitentums kaum spielen. Einmal ist ihre Zahl (1500) zu unbedeutend, und zudem leben sie in großer Absonderung von ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern. Auch beteiligen sie sich nicht nennenswert in allgemeinen mennonitischen Angelegenheiten. Auf der mennonitischen Welt-Hilfskonferenz in Danzig fehlten sie. Im allgemeinen meinen sie, nicht mit anderen Mennoniten, die im allgemeinen einer freieren Glaubensauffassung zugetan sind, zusammen arbeiten zu können.—

Auf den Rückgang des Mennonitentums in Kanada und U. S. A. möchte ich lieber nicht näher eingehen. Hoffentlich sind die Leser dieses Blattes diesbezüglich genügend im Bilde. Doch müssen wir uns nicht zu sehr betrügen und meinen, das Mennonitentum in Kanada und U.S.A. lasse nicht so viel zu wünschen übrig. Ich weiß wohl, das Bild der überseeischen Glaubensgenossen sieht in mancher Beziehung anders aus als das bei uns in Europa. Das Absterben des ursprünglich reinen Mennonitenglaubens ist auch dort im vollen Gange.

— — — — — —

Im Obigen habe ich getrachtet ein Bild von unserem Mennonitenvolk zu entfalten, so wie ich es augenblicklich sehe, und habe auf den vermutlichen Untergang unseres Volkes gewiesen.

War ich bei der Beschreibung vielleicht etwas zu pessimistisch? Ich wollte, ich wäre es gewesen, denn es ist wohl kaum jemand unter uns, der sein Mennonitenvolk mehr liebt als Schreiber dieses.

Wir wollen aber eines nicht vergessen: Als Mennonitenvolk haben wir vielleicht unsere uns von Gott gestellte Aufgabe verfehlt — als einzelne Personen steht uns gewiß noch eine große Aufgabe bevor. Wir leben in einer Zeit, in der es ganz besonders gilt wach zu sein und auf die Zeichen der Zeit zu achten. Nicht darauf kommt es schließlich an, ob wir zu den Mennoniten gehören, sondern ob wir getan haben, was wir zu tun schuldig waren.

Was unser Gott dann auch mit unserm Mennonitenvolk vorhaben möge — daß wir doch dermaleinst treu erfunden werden möchten im kleinen wie im großen, wenn einmal unsere letzte Stunde schlagen wird.

Jakob Thießen.

Hillegersberg, Holland.

Die Mennoniten haben nicht die Absicht den Chaco zu verlassen.

Eine notwendige Korrektur der f... schen Zeitungsnachrichten.

(Offizielle Mitteilungen des Menn... nitischen Zentralkomitees.)

Unlängst wurde eine Nachri... die angeblich von Puerto Casa... Paraguay, kam, und die versuc... Informationen über die Zustän... in den Mennonitenkolonien im Ch... co und deren Pläne nach Urugu... oder Brasilien auszuwandern

Aufgabe der Welt gegenüber erfüllt? (Der Leser möge es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier konkrete Fälle, deren es ja viele gibt, verschweige.)

Wenn ich an unser Volk (in Rußland) denke, besonders in den letzten Jahren vor dem Kriege, dann kann ich es begreifen, warum Gott uns jetzt solche tiefe Wege führt. Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Leider haben auch die meisten in unserem Volke, die außerhalb Rußlands in besseren, geordneten Verhältnissen leben, nicht eingesehen, daß wir vielfach an unserem Elend selber schuld sind. Nicht jedes Kreuz wird uns von Gott auf die Schultern gelegt, sondern wir selbst legen manchmal das Kreuz auf uns. Nur zu oft — und gerade in unsern Tagen — meinen wir den Namen Märtyrer tragen zu dürfen.

Schon als Kind hat's mich immer betrübt, daß unter uns Mennoniten so viele Richtungen vorhanden waren, die noch sind. In Rußland waren es nur drei. Im übrigen Europa ist unter den Mennoniten nur eine Richtung vertreten, während in Kanada 14 Gruppen bestehen. (Menn. Rundschau vom 22. Februar 1933). „Kann das wohl dem Haupt der Gemeinde unserm Herrn und Heilande, gefallen, der so brünstig gebetet hat: Auf daß sie alle eins seien. Was für ein trauriges Bild bieten wir doch der Welt mit unserer Zerklüftung dar." (Editor H. H. Ewert im Mitarbeiter).

Und dann unsere Aufgabe der Welt gegenüber?

Wiederholt werden Stimmen laut zwecks Gründung eines Mennoniten-Staates irgend wo auf der Welt. Es ist gut, daß ein solcher Plan unausführbar ist. Denn das wäre gleichsam der Welt entfliehen und ins Kloster gehen. Und was für eine Aufgabe bliebe uns dann noch übrig? Gar keine, und obendrein würden wir uns in einem eigenen Staate noch wohl mehr bekämpfen, als wir es jetzt schon tun. Oder wir würden eine Stellung einnehmen, so wie heutzutage einige Gruppen in unserem Volke: Wir wollen nichts mit euch zu schaffen haben.

Es will mir scheinen, daß Gott 100 Jahre mit uns Geduld gehabt hat. Muß sein Urteil über uns nun sein: Ihr habt nicht gewollt? Jedenfalls vollzieht er heute an uns das Gericht. Einen Teil unseres Volkes in Rußland hat er aus diesem Lande geführt in die Fremde. Der größte Teil wird dort wohl im Kampfe um die Selbsterhaltung erliegen.

Es ist noch durchaus nicht zu sagen, inwiefern wir uns auf die Dauer als Mennonitenvolk behaupten werden können. Wer Augen hat, um zu sehen, dem wird's je länger je deutlicher, daß wir als Mennonitenvolk der Auflösung entgegen gehen. In Rußland waren wir noch „ein Volk von Brüdern" d. h. wir wohnten in geschlossener Siedlung. In 1914 begann die Auflösung, und heute ist dort beinahe jede Spur ausgewischt. Daß unsere russische Zeit nicht mehr zurückkommen wird, unterliegt keinem Zweifel.

Als zweites Zeichen der langsamen Auflösung unseres Volkes nenne ich die Zerstreutheit unserer Glaubensgenossen auf vielen Stellen in der Welt. Durch andauernde Verschiedenheit in Klima, Sprache, Sitten und Gebräuchen der einheimischen Bevölkerung, die verschiedenen Glaubensanschauungen usw. werden wir immer mehr von einander getrennt. Die 400-Jahr-Feier der Mennoniten 1925 in der Schweiz ist hiervon ein treffender Beweis. — Wir sind bei weitem kein „einheitliches Volk" mehr. Und wir werden es immer weniger je nach dem Maße, wie wir uns zwischen den andern Völkern ansiedeln. Mit Recht spricht Br. Warkentin in der Menn. Rundschau vom 22. Februar 1933 in dieser Beziehung von einem Völkergemisch. Auch die neuen Siedler in Paraguay und Brasilien werden sich auf die Dauer nicht dem Völkergemisch entziehen können.

Obzwar diese Vermischung mit andern Völkern an erster Stelle ein rein äußerlicher Akt ist, müssen wir die daraus entstehende Folge als sehr bedeutungsvoll für unsere Mennoniten ins Licht stellen.

Was aber das Allerbedeutungsvollste ist und letzten Endes unserm Mennonitenvolk als solches ein langsames Ende bereiten wird, daß ist die innere Vermischung mit anderen Völkern und zwar in der Gestalt der gemischten Ehe. In meinem Artikel „Die Mennoniten in Holland", der im vorigen Jahr in der Rundschau und im Boten erschien, habe ich kurz darauf hingewiesen. Ich schrieb damals, daß es in Holland etwa 50% gemischte Ehen unter den Mennoniten in Holland gebe. Es dürften aber weit mehr sein, ließ ich darauf folgen. Tatsächlich gibt es in Holland nur wenige Ehen zwischen von Haus aus saubern mennonitischen Ehegatten. Man trifft in Holland nur sehr wenig, was man in Rußland so gerne zu sagen pflegt: „Altmodische Mennoniten." Und ihre Zahl ist sehr stark im Abnehmen. Mit einigen dieser „echten" Mennoniten sprach ich über die Zukunft unseres Volkes. Einstimmig erklärten sie, daß — jedenfalls die holländischen— Mennoniten ihre Zeit gehabt hätten und ihre Mission erfüllt sei. Letzten Endes geht's ja nicht um die Frage, ob wir als Mennonitenvolk das Bestehungsrecht haben, vielmehr geht's um die Frage, ob wir als Christen ein Licht und ein Salz in der Welt sind.

So sieht es heutzutage aus im Lande, in welchem einst die Wiege der Mennoniten stand. In Deutschland sieht es nicht viel besser aus. Die sich noch von ganzem Herzen mennonitisch Fühlenden betrauern die stets zunehmende Anzahl gemischter Ehen und dadurch den Rückgang, ja das Verschwinden des alten mennonitischen Geistes. Es ist kaum denkbar, daß dem Abbau des Mennonitentums in Deutschland Einhalt geboten werden kann.

In Polen und Frankreich ist es in dieser Beziehung nicht viel besser bestellt. —

Unsere schweizerischen Glaubensgenossen haben ohne Zweifel das Mennonitentum als solches am längsten bewahrt. Allerdings nennen sie sich offiziell nicht Mennoniten, sondern Evangelische Taufgesinnten. (Uebrigens nennen auch die Holländer sich nicht Mennoniten, sondern Doopsgezinden-Taufgesinnte.) Eine wichtige Rolle aber werden die schweizerischen Mennoniten als Stütze des Mennonitentums kaum spielen. Einmal ist ihre Zahl (1500) zu unbedeutend, und zudem leben sie in großer Absonderung von ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern. Auch beteiligen sie sich nicht nennenswert in allgemeinen mennonitischen Angelegenheiten. Auf der mennonitischen Welt-Hilfskonferenz in Danzig fehlten sie. Im allgemeinen meinen sie, nicht mit anderen Mennoniten, die im allgemeinen einer freieren Glaubensauffassung zugetan sind, zusammen arbeiten zu können.—

Auf den Rückgang des Mennonitentums in Kanada und U. S. A. möchte ich lieber nicht näher eingehen. Hoffentlich sind die Leser dieses Blattes diesbezüglich genügend im Bilde. Doch müssen wir uns nicht zu sehr betrügen und meinen, das Mennonitentum in Kanada und U.S.A. lasse nicht so viel zu wünschen übrig. Ich weiß wohl, das Bild der überseeischen Glaubensgenossen sieht in mancher Beziehung anders aus als das bei uns in Europa. Das Absterben des ursprünglich reinen Mennonitenglaubens ist auch dort im vollen Gange. — — — — — —

Im Obigen habe ich getrachtet, ein Bild von unserem Mennonitenvolk zu entfalten, so wie ich es augenblicklich sehe, und habe auf den vermutlichen Untergang unseres Volkes gewiesen.

War ich bei der Beschreibung vielleicht etwas zu pessimistisch? Ich wollte, ich wäre es gewesen, denn es ist wohl kaum jemand unter uns, der sein Mennonitenvolk mehr liebt als Schreiber dieses.

Wir wollen aber eines nicht vergessen: Als Mennonitenvolk haben wir vielleicht unsere uns von Gott gestellte Aufgabe verfehlt — als einzelne Personen steht uns gewiß noch eine große Aufgabe bevor. Wir leben in einer Zeit, in der es ganz besonders gilt wach zu sein und auf die Zeichen der Zeit zu achten. Nicht darauf kommt es schließlich an, ob wir zu den Mennoniten gehören, sondern ob wir getan haben, was wir zu tun schuldig waren.

Was unser Gott dann auch mit unserm Mennonitenvolk vorhaben möge — daß wir doch dermaleinst treu erfunden werden möchten im kleinen wie im großen, wenn einmal unsere letzte Stunde schlagen wird.

Jakob Thießen.

Hillegersberg, Holland.

Die Mennoniten haben nicht die Absicht den Chaco zu verlassen. Eine notwendige Korrektur der falschen Zeitungsnachrichten.

(Offizielle Mitteilungen des Mennonitischen Zentralkomitees.)

Unlängst wurde eine Nachricht, die angeblich von Puerto Casado, Paraguay, kam, und die versuchte Informationen über die Zustände in den Mennonitenkolonien im Chaco und deren Pläne nach Uruguay oder Brasilien auszuwandern zu geben, von den Presseagenturen in Umlauf gesetzt und von einer großen Anzahl Zeitungen abgedruckt.

Das Mennonitische Zentralkomitee, unter dessen Auspizien die rußländische Chaco-Kolonie gegründet wurde, ist im Besitz von offiziellen Berichten von der Kolonieverwaltung, auf Grund derer es hiermit das ganze Interview als eine vollständige Fabrikation erklärt. Die Behauptung ist unrichtig, daß die Mennoniten geplant hätten, den Chaco zu verlassen oder daß sie eine Kommission nach Uruguay oder Brasilien gesandt hätten, um Erkundigungen einzuziehen. Die Absicht dieses Telegramms ist deutlich: eine falsche Vorstellung zu schaffen und auf diese Weise die guten Beziehungen und Gefühle, die sich zwischen der Paraguayischen Regierung und den Mennonitenkolonien gebildet haben, zu beeinträchtigen. Ein offizieller Brief vom Geschäftsleiter der Kolonie erklärt, daß überhaupt kein Grund für solche Nachricht vorliege, und daß er offiziell in der Zeitung von Asuncion gegen den ganzen Report protestiert habe. Dr. Schaake, der in dem Telegramm als Zwischenhändler bei der Auswanderung erwähnt wird, ist niemals im Chaco gewesen und hat niemals weder in Kontakt mit den Mennonitenkolonien gestanden, noch ist er irgendwie in Unterhandlungen mit ihnen getreten.

Da außerdem in dem oben erwähnten Bericht viele Ungenauigkeiten in den Einzelheiten sind, so gibt er ein ganz falsches Bild von den Angelegenheiten in den Chacokolonien. Folgende Richtigstellungen sind zu machen:

1. Zu keiner Zeit (entgegen Dr. Schaakes Bericht) haben die „Armeen auf den Feldern gefochten". Bis zur gegenwärtigen Zeit war die Kampfzone außerhalb des Flächenraums der Kolonien.

2. Es gab keinen Verlust an Leben und Vermögen durch das Bombardement der bolivianischen Aeroplane (entgegen Dr. Schaakes Bericht). Nicht eine Bombe irgendwelcher Art ist in den Kolonien niedergefallen. Vorigen Juli feuerte ein bolivianisches Flugzeug aus einem Maschinengewehr drei Salven auf ein Gebäude in der Stadt Philadelphia ab, aber nicht eine Person wurde getroffen, und dem Gebäude war nur ein geringer Schaden (einige Kugellöcher) zugefügt worden. Die meisten Kugeln fielen in den Straßenstaub. Später kam die Erklärung, daß das bolivianische Flugzeug das Gebäude für ein Kriegsdepot gehalten habe.

3. Die Kolonien sind nicht „überdrüssig zu sehen, wie ihr fettestes Vieh und ihre besten Ernten von den Truppen requiriert werden, wofür sie mit Scheinen bezahlt werden, die in Zukunft einlösbar sind", weil dieses nicht stattgefunden hat. Es sind die gewöhnlichen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten vorgekommen, die immer die Begleiterscheinungen sind, wo Soldaten bei der Zivilbevölkerung einquartiert werden, wobei auch einiger unvermeidlicher Schaden gemacht worden ist, doch sind keine ersten Schwierigkeiten vorgekommen. Unser Volk ist dankbar,

daß die Lage so ist, wie sie ist. Die paraguayischen Armeeoffiziere sind sehr rücksichtsvoll gewesen und sehr vorsichtig in allen Sachen, die sie mit den Kolonien hatten, und haben alles mögliche getan, um die Wohlfahrt der Kolonien zu fördern. Das Betragen der Armee ist im allgemeinen lobenswert gewesen. Daß gelegentlich „Geschenke" von den bestellten Feldern von einigen der Tausenden Krieger beim Passieren der Kolonien genommen werden, ist nicht anders zu erwarten.

Obgleich der Krieg das wirtschaftliche Leben der Kolonien in mancher Weise gehindert hat, hat er ihnen auch einigen Nutzen gebracht. So haben z. B. die zwei Kolonien mit der Regierung einen Kontrakt abgeschlossen, wöchentlich zwanzig Tonnen Mehl zu Brot für die Armee zu verbacken, und finden dieses Geschäft vorteilhaft.

4. Die Behauptungen Dr. Schaackes, die mennonitischen Ansiedlungen im Chaco seien von der Paraguayischen Regierung projektiert worden, um ihre Ansprüche und Rechte auf dieses Territorium zu bekräftigen, sind ganz grundlos, wie jede gut informierte Person weiß. Die Ansiedlung der canadischen Kolonie in den Jahren 1926—1927, so wie auch der rußländischen Flüchtlinge in den Jahren 1930 und 1931 geschah vollständig auf Initiative der Mennoniten selbst, welche keine finanzielle Unterstützung von der paraguayischen Regierung erhielten und steht in keiner Verbindung mit irgend einer Militärfrage. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die mennonitischen Kolonien in ihrer Entwickelung rasche Fortschritte machen, und dieses von der paraguayischen Regierung hoch geschätzt wird, wie es jede andere Regierung auch tun würde, die wirklich in der Besiedlung und Entwickelung unbesiedelter und unproduktiver Ländereien interessiert ist.

Zum Schluß wären einige Bemerkungen über die Lage in den Kolonien angebracht:

1. Das Kriegsglück ist nicht vorher zu bestimmen, und niemand kann den Verlauf und den Ausgang des Konfliktes zwischen Bolivien und Paraguay voraussagen. Es würde für uns alle klüger sein, die Vorsehung walten zu lassen und die eigenen Prophezeiungen zu unterlassen. Es kann sein, daß noch ehe dieser Artikel veröffentlicht ist, die Mennoniten schon den richtigen Krieg erfahren haben; andererseits kann auch bald ein Waffenstillstand erklärt werden.

2. Es ist möglich, daß der Friede früher kommen kann, als wir erwarten, jetzt, wo die beiderseitigen Armeen zum Stillstand gekommen sind, und daß eine permanente Schlichtung des Grenzkonfliktes zustande kommen kann. Die letzten Berichte lassen darauf schließen. Gebe Gott, daß dem so wäre.

3. Auch wenn der Sieg auf Seite Boliviens sein sollte, ist es durchaus nicht sicher, daß eine Evakuation der mennonitischen Kolonien zu einem andern Platz nötig sein würde.

4. Die offiziellen Leiter der Kolonie berichten, daß durch die militärischen Operationen in ihrer Gegend die paraguayische Obrigkeit viel besser mit den Mennonitenkolonien bekannt geworden sei und einen guten Eindruck v. dem raschen Wachsen der Kolonien seit ihrer Gründung erhalten habe. Unser Volk fühlt es, daß diese Bekanntschaft und der gute Eindruck mehr die Aufmerksamkeit der Regierung auf sie lenken wird, was sich in materieller Mithilfe beim Bau der Straßen, Häuser und bei anderen Verbesserungen äußern wird. Jetzt schon ist die Eisenbahn bis Hoffnungsfeld verlängert worden, was die Strecke bis zur Bahn bis auf die Hälfte verkürzt und diese bis zur Ecke der Kolonie bringt.

5. Es ist vollständig möglich, daß nach Beendigung des Streites zwischen Bolivien und Paraguay der Chaco der große Zufluchtsort für unsere flüchtigen Brüder, wo immer sie auch sein mögen, und möglicherweise auch für unsere verfolgten und umkommenden Brüder in Rußland sein wird.

Wir hoffen zuversichtlich, daß die Mennoniten überall auch weiterhin der Wohlfahrt unserer Brüder im Chaco das größte Interesse entgegenbringen und sich im Gebet für sie vor dem allmächtigen Gott vereinigen werden, damit Er sie schütze und vor aller Gefahr und allem Uebel bewahre und alle Unternehmungen, geistliche und materielle, gelingen lasse.

Neu-Oxfordbewegung.

Pastor Zilz in Michowitz veröffentlicht im „Nachrichtenblatt des Schlesischen Verbandes für Evangelisation und Gemeinschaftspflege" (Nr. 8) über diese Bewegung nachstehende Erklärung, die auch im „Evangelischen Allianzblatt, Bad Blankenburg (Thüringer Wald) vom 2. Oktober 1932 wie folgt wiedergegeben ist:

In der letzten Zeit hat die Neu-Oxfordbewegung auch in Deutschland Eingang gefunden. Es sind „Gruppen" entstanden, und es geht von einzelnen Persönlichkeiten derselben ein starker Einfluß aus. So ist es um der Klarheit willen nötig, etwas über diese neue Bewegung zu sagen.

Das Nachstehende soll nicht ein fertiges Urteil über diese Bewegung sein. Dazu ist dieselbe noch zu sehr im Fluß, und die verschiedenen Linien zeichnen sich noch nicht klar und deutlich genug ab. Ebenso ist das Folgende nicht etwa aus Freude an der Kritik geschrieben. Ohne Zweifel sind Menschen durch diese Bewegung gesegnet worden und werden es noch, aber dies allein ist an sich noch keine biblische Bestätigung einer solchen Bewegung. Gott segnet in seiner Gnade auch da, wo mancherlei Unklarheiten bestehen, wo biblische Linien verrückt werden, und wo Menschliches und Eigenes zu finden ist. Durch das, was im folgenden gesagt ist, wollen wir nichts weiter als Helfen und Dienen. Solch Helfen und Dienen ist aber gerade in der heutigen Zeit sowohl im Blick auf die Gemeinde Gottes als auch im Blick auf die vielen Suchenden durchaus notwendig.

Führer und Gründer der Bewegung ist der Amerikaner **Frank Buchmon.** Weitere führende Persönlichkeiten sind in Amerika **Samuel Schoemaker** in New York u. **Sherry Day.** In Deutschland ist es Pastor Lic. **Ferdinand Laun** in Hessen.

Die bis jetzt erschienenen Bücher der Bewegung sind einmal zwei amerikanische, nämlich „Childern of the Second Birth" (Kinder der Wiedergeburt) von Samuel Schoemaker und „Life Changers" (Lebensumgestalter) von Harold Begbie. Außerdem ist, schon im 6. Tausend, ein deutsches Buch „Unter Gottes Führung, Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen" von Lic Ferdinand Laun erschienen. Alle drei Bücher enthalten kürzere Lebensbilder von Persönlichkeiten aus aller Welt — das deutsche Buch 8 deutsche und etwas mehr ausländische — die durch diese Bewegung erneuert und gesegnet worden sind.

Im Folgenden seien in 10 Punkten charakteristische Merkmale dieser Bewegung gegeben.

1. **Der Name „Neu-Oxfordbewegung" ist durchaus mißverständlich.** Es sieht so aus, als habe diese Bewegung irgend eine Verbindung, sei es geschichtlich sei es lehrhaft, mit der mit der einstigen Oxfordbewegung vor über 50 Jahren. /begründet 1874 durch den 1871 erweckten Fabrikherrn Robert Pearsall Smith aus Philadelphia, U.S.A. auf einem großen Erweckungsmeeting in Oxford, England; daher „Oxforder Bewegung". Während seine beiden Begleiter und Mitarbeiter Sankey und Moody in England evangelisierten, wandte sich Smith nach Deutschland, wo er die „Deutsche Heiligungsbewegung" hervorrief und großen Erfolg hatte. Der Kern seiner Lehre: völlige Heiligung und Darstellung vollkommener Heiligkeit, nicht erst im Vollendungsstadium sondern jetzt! jetzt! jetzt! mit dem beständigen Refrain: „Jesus saves me now"; nicht Sündenversöhnung mittelst der Rechtfertigung durch den Glauben an die versöhnende Kraft des Blutes Christi (die nur für äußere sündliche Handlungen gilt), sondern sofortige Sündenvernichtung durch den Christus in uns, sich erweisend in lebendiger, felsenfester, innerer, persönlicher Erfahrung usw. Schon pries man ihn als einen Reformator, der berufen sei Luthers Werk zu vollenden, als einen Propheten usw. Da trat jedoch die ganze Ueberspanntheit und Unnüchternheit dieser Bewegung zutage. In Bringhton, England rief Smith, durch die maßlose Bewunderung seiner Anhänger aufs Glatteis geführt, in die Versammlung hinein: „So stürzet euch denn hinein in ein Leben göttlicher Sorglosigkeit!" und „Ganz Europa liegt zu meinen Füßen!" Man beeilte sich den fast Geistesgestörten schleunigst wieder über den Ozean zurückzuschicken. — Dieses zur Orientierung über die „Oxfordbewegung" im 19. Jahrhundert. AJJ). — Tatsächlich hat aber diese Neu-Oxfordbewegung in keiner Weise etwas damit zu tun. Sie stammt auch nicht aus Oxford, sondern ist erst dahin aus Amerika gebracht worden/ also doch ähnlich wie die Bewegung 1874. AJJ/. Es ist also eine amerikanische Bewegung, die allerdings jetzt in Oxford, wie überhaupt in England, sodann in Holland und Deutschland, aber auch etwa in Südafrika und in Indien arbeitet.

2. **Die Bibel tritt stark zurück.** In den vielen veröffentlichten Selbstzeugnissen (vgl. die obengenannten Bücher) spielt die Bibel, ihr Lesen und überhaupt das Wort Gottes nur eine geringe Rolle. Staat dessen wird großer Wert auf persönliche Geistesmitteilungen gelegt. Demgegenüber sagen wir, das Wort Gottes muß auf jeden Fall maßgebend sein und bleiben. Auch geistliche Erfahrungen und Offenbarungen müssen immer wieder an dem Worte Gottes gemessen werden.

3. **Das eigentliche Gebet, d. h. das Beten mit lauten oder leisen Worten tritt ganz stark zurück.** Anstelle davon findet sich das „Schweigen" (also ähnlich wie bei den Quäkern. AJJ), das eine ganz entscheidende Rolle spielt und immer wieder betont wird. Man soll nicht zu Gott „reden", sondern auf Gottes Stimme „lauschen". Dagegen ist zu sagen, daß die gewöhnliche Art des Gebets, jedenfalls nach der Bibel, ein „Reden" mit Gott ist. So haben im allgemeinen die Männer der Bibel, so hat auch Jesus geredet. Das „schweigende" Gebet kann wohl gelegentlich geübt werden, darf aber nicht Regel werden und etwa gar das bestimmte, wahre Gebet in Wort und Bitte verdrängen.

4. **Das Kreuz Christi steht nicht im Mittelpunkt.** Von ihm ist merkwürdig selten die Rede. Die erlösende Kraft des Blutes Christi wird nur gelegentlich genannt. Umso wichtiger ist dagegen das Bekennen der Sünde, auch der einzelnen, und zwar weniger vor Gott auch davon ist nur selten die Rede — als vielmehr vor Menschen. Es scheint geradezu ein Lehrsatz dieser neuen Bewegung zu sein, daß man nicht eher zum Frieden kommen und frei werden kann, als bis man seine einzelnen Sünden — auch solche, die nicht ohne weiteres andere angehen — vor Menschen bekannt habe. Es sieht fast so aus, als ob die Befreiung von der Sünde weniger in dem liege, was Jesus Christus für uns am Kreuz getan hat, als vielmehr in dem anderen, was wir Menschen durch das Bekennen unserer Sünden unsererseits tun. Hier liegen grundlegende und große Gefahren, auf die mit allem Nachdruck hingewiesen werden muß.

5. **Das Wirken des Heiligen Geistes wird stark betont.** Es ist von besonderen „Mitteilungen" die Rede. die wir im „schweigenden" Gebet durch den Heiligen Geist erhalten. Es wird oft von einem „Durchströmen des Heiligen Geistes" gesprochen. Gott leite seine Kinder direkt durch den Heiligen Geist, und dazu sei dies „schweigende Beten" und Lauschen" täglich nötig. Wir sagen demgegenüber, daß der Heilige Geist vor allem durch das Wort Gottes und in demselben wirkt. So wenig wir eine gelegentliche direkte Leitung des Geistes ablehnen, so sehr müssen wir doch als gewöhnliche und regel-

mäßige Leitung des Heiligen Geistes diejenige durch das Wort Gottes betonen.

6. Es scheint so — vielleicht täuschen wir uns darin — als wäre hin und her die Meinung vorhanden, daß **der Mensch an sich nicht schlecht sei und aus eigner Kraft ein neuer Mensch werden könne.** Es ist davon die Rede, daß „alle normalen Menschen ins geheim Jesum „liebten" und als ob mit der „Aufrichtigkeit des Menschen", die sich eben in dem Mitteilen der Sünde anderen gegenüber zeigen müsse, schon eigentlich alles Notwendige geschehen sei. Es sieht auch so aus, als ob man zu einer gewissen religiösen „Vollkommenheit" gelangen könnte. Von jemand wird gesagt, „daß er es fertigbringe, religiös immer auf der Höhe zu bleiben." Man sei ausgezogen, „ein neues Leben der Vollkommenheit" zu suchen. Auch hier liegen Gefahren, die wir nicht verkennen dürfen.

7. **Das „dem Andern-Helfen" wird stark betont.** Immer wieder wird als Mittel zur eigenen Hilfe gesagt: „Gehen Sie hin und helfen Sie andern." Dieses „Helfen" geschieht so, daß man im allgemeinen dem anderen nicht seine Sünden vorhält, sondern vor diesem anderen mehr seine eigene Sünde bekennt und dadurch den andern auch von seiner Sünde überführt. So kommt man in kleineren „Gruppen" zusammen, bei denen weniger Worte und Auslegung der Bibel als solche Selbstbekenntnisse und Selbstzeugnisse gehört werden. Auch hier scheint uns die biblische Linie nicht innegehalten zu sein. Das Evangelium kommt zu kurz, wenn ich dem anderen weder seine Sünde vorhalte noch das Wort Gottes, sondern ihm nur aus meinen eigenen Lebenserfahrungen erzähle.

8. **Die Versammlungen der Gruppen sind völlig zwanglos und beinahe mehr gesellschaftlicher Art.** Mit Absicht wird jede Form und jede äußere Leitung vermieden. Man spricht sich gegenseitig ganz offen aus. Es nimmt der oder jener das Wort, dem der Geist Gottes gerade etwas mitteilt. Diese Zusammenkünfte werden „Hauspartien" genannt. Zu der Zwanglosigkeit bei diesen gehört, daß viel und gern gelacht wird. Es heißt von der „Oxfordgruppe", daß es in ihr „viel echten Humor und viel Spaß gäbe". An anderer Stelle wird von dieser erzählt: „Schallendes Gelächter wechsle mit tiefstem Ernst in natürlicher Weise ab". Man redet von „frohem, befreiendem Lachen". Uns berührt diese Art Zwanglosigkeit und ebenso der Versuch, den Humor hineinzuziehen, eigenartig. Auch hier liegen ernste Gefahren, die man beachten sollte.

9. **Inbezug auf die einzelnen Konfessionen wird kein Unterschied gemacht.** Man läßt den Einzelnen ihre besondere Ausprägung und die Mitarbeit in ihren sonstigen Kreisen. Man selbst will zu dem Christentum der ersten Jahrhunderte, ohne Organisation und äußere Form, zurückkehren. Und endlich

10. Die in den **Lebensläufen** gezeichneten **Persönlichkeiten** sind zum Teil früher schon von **„anderen Seiten christlich beeinflußt"** worden und haben der Neu-Oxfordbewegung mehr eine **„Neubelebung"** zu verdanken. Freilich sind auch andere dabei, die unmittelbar aus einem Leben der Gleichgültigkeit erweckt wurden, und einige kommen aus der Anthroposophie oder von den Ernsten Bibelforschern. . . .

Die Neue-Oxfordbewegung hat ohne Zweifel für viele Menschen, gerade auch für Gebildete durch die ganz persönliche und ungezwungene Art der Kreise und ihrer Werbung etwas Anziehendes. Sie will bewußt etwas anderes sein als unsere Gottesdienste und unsre Gemeinschaftsstunden. Ihre Gefahr scheint mir aber darin zu liegen, daß sie an klaren biblischen Grundlinien vorbeigeht, andere solche verschiebt und überhaupt dem Tun des Menschen eine zu wichtige Rolle einräumt.". . . .

So weit Pastor Zilz. Er verspricht zum Schluß später nocheinmal auf diese Bewegung zurückzukommen und die oben genannten Punkte mit reichlicheren Zitaten aus den Schriften der Gruppe zu belegen.

A. J. Fast.

Mennonitisches Problem.

Als ich noch ein Jüngling war, überschaute ich oft und gerne die ins Grün der Gärten und Wälder gehüllten Dörfer der Molotschna. „Möge nie der Tag erscheinen, wo des Krieges wilde Horden dieses stille Tal durchtobt", sagte ich dabei nicht selten, lächelte aber, denn wer glaubte um die Zeit an eine Kriegsgefahr für unsere Dörfer? Ich liebte die ganze Ansiedlung, das ganze Mennovolk soweit ich's kannte. Um die Zeit träumte ich auch von einem Zusammenschluß zu einem Reich, wo über uns kein Russe oder sonst jemand zu befehlen hätte, wo das Mennonitentum zu voller Entfaltung und Glanz kommen sollte, wo auch ich im Rahmen dieses Volkes etwas, ja wohl gar vieles sein wollte. Das war ein schöner Traum für einen Jüngling, und wo heute junge Menschen ähnliche Wünsche in sich bergen, ist's nicht schlimm bestellt.

Wenn wir gegenwärtig einen Blick auf unser Volk werfen und sehen, wie es nicht nur in verschiedenen Reichen zerteilt lebt, sondern sich auch in den einzelnen Ländern immer mehr zerstreut, dann können wir uns des Schmerzes nicht erwehren, wissend, daß unsere völlige Auflösung bald kommen muß, wenn es ohne Wunder zugehen soll. Jedoch, und darin ist unsere ganze Geschichte verangelt, über uns waltete bisher das Wunder und, will's Gott, so hört es auch für uns nicht auf. Mir scheint es so, menschlich gerechnet, wird mit uns nach Jacobs Plan: „Schlägt Esau die eine Herde, kann die andere entrinnen," gehandelt.

Es will fast so scheinen, als besäßen etliche unserer Extremisten prophetischen Fernblick in die Geschicke unseres Volkes. Gemeinhin geht uns die Gabe den Werdegang eines Volkes in der Zukunft durch Generationen zu erkennen aber doch ab, ja wir irren selbst oft in der Bewertung dessen, was wir selber schon erlebt haben. Jedoch müssen wir in unsere Vergangenheit schauen, wenn wir für unsere Gegenwart etwas lernen wollen, und diese lehrt uns vor allen Dingen, daß wir aus der Religion zu einem besonderen Volk herangewachsen sind. Darum können uns auch keine andere Grenzen als Volk erhalten.

Es ist klar, daß wir in der Zerstreuung rascher der Auflösung entgegengehen, aber, wir werden uns nicht zu sehr zersplittern, wenn wir Glaubensgüter höher werten werden als sonstigen Gewinn. Was bürgt aber dafür, daß wir noch Träger göttlicher Gedanken sind oder es weiterhin sein können? Ich verweise hiebei mit Schmerzen auf die Geschichte der letzten Jahre unseres Mennonitenvolkes in Rußland. Dieser Teil unseres Volkes kam ins und befindet sich noch im Gericht, und es ist da mehr zusammengebrochen, als wir zugeben möchten, aber wir hoffen, daß er durch Selbstgericht zu neuem Leben kommen wird.

Gesetzt, ein Zusammenschluß aller Mennoniten, wie er geplant wurde, wäre praktisch durchführbar. Wieviel Arbeit und Nachsicht, Tragen und Dulden, Zeit und Geld wäre dazu erforderlich? Welchen Gewinn hätte die Welt und wir davon? Wollten wir alle die Opfer bringen, um wieder als rechte Vertreter der Friedensbotschaft, wahre Arbeiter im Reiche Gottes zu sein, dann erfüllten wir wahrlich eine größere Mission auf dieser Erde als durch Errichtung eines Mennoreiches. Uns würde wieder das Licht aufgehen und wir würden aufs neue begreifen, was unser Herr und König meinte als er sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

J. B. W.

Korrespondenzen

Castor, Alta.

Einen Gruß an Editor und an alle Rundschauleser mit Ps. 46.

Da unsere Gegend so still und ruhig, wie im Nebel, schlummert, kein Bericht in der Rundschau von hier zu lesen ist, so will ich zur Feder greifen und einen kleinen Bericht von Castor und Umgegend an die Rundschau schreiben.

Castor ist ein kleines, freundliches Städtchen. Es liegt an der C.P.R. Eisenbahn Lakombe — Caranation, hat so bei 600 Einwohner, ist auch voriges Jahr mit einem Gravelhochweg verbunden.

Castor hat auch ein freundliches Aussehen, denn von ferne sieht man schon die Türme der vier Kirchen, verschiedener Konfessionen, welches schon andeutet, daß auch hier das geistliche Leben gepflegt wird.

Wir sind hier um Castor herum 7 mennon. Familien und 30 Meilen südost von uns, wohnen noch vier mennon. Familien, welche ich jetzt, soviel mir der Herr Gesundheit und Kraft gibt, mit dem Worte Gottes bediene.

Ferner besitzt Castor eine Dampfmühle, welche den Farmern das schönste Mehl von ihrem Weizen liefert. Haben auch eine Creamery in der Stadt, wo man zu jeder Zeit, wenn jetzt auch nur billig, den Schmant abliefern kann. Auch ein geräumiges Hospital ist vorhanden, wo viele Kranken, wenn auch für hohes Geld, aber gute Bedienung und Pflege finden.

Die Kohlenminen um Castor herum sind ziemlich im Beruf, denn man sieht täglich viele Tonnen Kohlen ausfahren, welche einen niedrigen Preis haben.

Das Land im Süden und Westen somehr eben. Im Westen und Norden aber ziemlich mit Busch bewachsen. Das Land ist durchschnittlich gutes Ackerland, welches auch ziemlich gute Ernten gibt.

Aber leider liegt auch Castor in der Provinz Jammertal, denn die schwere Depression hat sich auch hier eingeschlichen, so daß auch wir ziemlich darunter zu leiden haben. Der ganze Handel stockt auch bei uns. Wir hofften, daß sich unsere Gesellschaft vergrößern würde, um daß die Versammlungen mehr gepflegt könnten werden, aber ist leider bis jetzt noch nicht geschehen. Es kommen auch viele Landsucher hierher, aber wenig Erfolg, weil die Zeit so schwer.

Der Winter war in diesem Jahr nicht so streng, aber doch recht anhaltend. Hatten nur eine magere Schlittenbahn. Hatten viel Nebel.

Der Gesundheitszustand ist wieder etwas besser. Die Flukrankheit trat vor Weihnachten bei uns ziemlich stark auf. Es waren Familien, wo alle Glieder an der Krankheit niederlagen, so daß die Nachbaren sie besorgen mußten. Aber Gott sei Dank, bis dahin keiner an der Flu gestorben. Da junge Volk kommt ja auch leichter davon los, aber uns Alte verläßt die Krankheit nicht sobald, sie ist noch immer in den Gliedern spürbar und man muß sich vor Erkälten hüten.

Im täglichen Leben haben wir hier ja alle so unser Fortkommen. O wie viel Dank sind wir unserm himml. Vater schuldig, daß er uns herausgeführt hat aus dem Lande des Verderbens. Wenn ich jetzt die Briefe lese, die von dort kommen, dann bluten mir die Augen und das Herz, denn ich habe es persönlich erfahren müssen wie es in den Gefängnissen geht und dazu Hunger leiden müssen. Mit dem 20 Cent Weizenpreis kann man nur wenig Mithilfe leisten; aber fürbittend das große Reich an sein Vaterherz legen, das können wir und wollen es nicht vergessen, denn der himml. Vater wird die viele Gebete erhören und mit der Not und Elend ein Ende machen.

Ich erhielt unlängst einen Brief von einer Frau Helena Neufeld, aus der Krim. Lasse den Brief wörtlich folgen:

Lieber Onkel Heinrich Tjart!

Da ich sie persönlich kenne, so habe ich eine dringende Bitte an Sie. Vielleicht können Sie durch die M. Rundschau ausfinden, wo sich die Geschwister meines Mannes, J. Neufeld, in Amerika aufhalten. Meines Mannes Eltern, Jakob Neufelds, wohnten früher im Dorfe Liebenau, Molotschna, Rußland, von wo die Geschwister ausgewandert sind. Die Brüder sind: Jakob, David u. Wilhelm; die Schw. Katharina u. Agatha. Ka-

tharina verheiratete sich mit Abraham Konrat aus Liebenau und Agatha mit einem gewissen Löwen, Dorf Fürstenau.

Die Gesuchten werden gebeten, ihre Adressen anzugeben entweder durch die Rundschau oder direkt an Frau Helena J. Neufeld, deren Adresse ist wie folgt: Süd-Rußland, Krim, Kreis Eupatoria, Dorf Bijuk Busau.

Wenn diese gesuchten Geschwister die Rundschau nicht lesen sollten, so wird gebeten, vielleicht könnten dann Nachbaren oder Freunde ihnen diese Anzeige zustellen. Einen Dank im voraus.

Heinrich Tjart.
Castor, Alta., Box 92.

Keine Zeit für Bibel Studium?

Nichts ist mir bisher in dem Dienst des Herrn begegnet, das mich mehr ermutigt hat, als die Briefe, die ich von meinen Korrespondenzschülern erhalte.

Aber — da ist eine „Note", die nicht harmonieren will mit dem Uebrigen, und das ist die Klage in so vielen der Briefe: „So wenig Zeit für Bibelstudium." Ich fühle es, und lese es überall zwischen den Zeilen, daß dieses nicht eine Ausrede sein soll dafür, daß man so langsam vorwärts kommt; sondern es ist ein Ausdruck tiefen Bedauerns, und ein Wunsch, daß man doch so gerne mehr Zeit hätte für das herrliche Wort Gottes.

Mancher mag denken, daß er der einzige ist, der so klagt. Deshalb hauptsächlich schreibe ich dieses, um alle wissen zu lassen—— auch die neuen und die zukünftigen Schüler — daß dieses eine allgemeine Klage ist.

Alles scheint befriedigt zu sein: Man sieht die große Notwendigkeit des Bibelstudiums ein (das beweist auch die zunehmende Zahl der Schüler). Manche jauchzen förmlich vor Freude, daß sie nun die Gelegenheit haben, die Bibel zu studieren — **und sogar daheim!** Die Lektionen sind befriedigend, wenn auch etwas schwer zu Anfang, für manche. Großen Segen fürs Herz bringt das Studium, usw. Nur eins — die Klage: „So wenig Zeit."

Wie sollen wir dieser Schwierigkeit begegnen? Aufgeben? Aufhören? Nein, auch nicht einer scheint daran zu denken. Viele bitten den Lehrer um Geduld, und er wird Geduld haben. Man studiere langsam, wenn es nicht anders gehen will; aber man halte an.

Doch lieber Mitchrist, die meisten von uns können dieser Schwierigkeit energischer entgegentreten! Wollen ihr so begegnen, wie mehrere mir schreiben: „Wir müssen Zeit haben auch die Seele zu speisen und himmlische Schätze sammeln." Ein anderer sagt: „Wir geben anderes auf, sogar andere Studien, um mehr die Bibel zu studieren." „Die Welt hat Zeit für Dinge, die ihr gefallen." Etc. Ein achtstündiger (sogar ein 6-stündiger) Arbeitstag wird verlangt; und man erhält ihn auch. Da ist Zeit für Vergnügen und Erholung, usw.

Sollen wir Christen weniger eifrig sein, um freie Zeit zu bekommen für's tägliche Bibelstudium? Oft ist es gewiß nicht leicht, das wissen wir. Und der „Geist der Zeit," in der wir leben, wird sicherlich sein Möglichstes tun, um es uns vorzumachen, daß wir nicht Zeit haben. Aber wir arbeiten diesem „Geist" sehr entschieden entgegen und sagen: „Wir müssen Zeit haben." So schreiben manche. Damit stimmen wir alle. Jeden Tag muß etwas Zeit sein für systematisches Bibellesen und Studieren, für stilles Nachdenken und Gebet. Gerade so gut wie Zeit sein muß zum Essen, zum Ruhen, etc.

Luther und andere große Gottesmänner haben sogar so gesagt: „Je mehr Arbeit ich für den Tag vor mir sehe, je längere Zeit muß ich im Gebet verweilen; dann geht die Arbeit soviel besser vonstatten." Und man findet, man hat Zeit gewonnen, anstatt verloren.

Ich gebe hier meistens wieder, was Studierende mir schreiben. Wollen dieses Gesagte auf uns einwirken lassen; dann wird es uns klar werden, daß wir Zeit haben müssen, und es wird dann auch Zeit sein. Wir lassen uns nicht zurückhalten von irgend einem Feinde, oder Hindernis, oder was es sein mag. Wir werden mehr beten, größere Anstrengungen machen, unser Tagesprogramm besser einzurichten, und dann wird **mehr Zeit** sein, anstatt „so wenig Zeit", für regelmäßiges Bibelstudium. Besonders im Winter.

Fühlend, daß die Zeit und Gelegenheit kurz sein mag, und daß wir mehr von Gottes Wort wissen müssen, laßt uns voran gehen. Gott ist hierin auf unserer Seite.

Immer noch mehr Schüler einladend, diese Freie Bibelkurse für das Heim zu nehmen,

Verbleibe ich Euer,
J. B. Epp, Bibellehrer,
Meno, Okla., früher Hesston, Kans.

Mt. Joy, Pa.

Ein Echo des Artikels: Gemeinde und Gemeinschaft in No. 8 der Rundschau.

Nehme an, daß aus dem oben erwähnten Artikel ein Ideal edler Gedanken und Wünschen herausleuchten. Sollten wir nicht mehr solche Gesinnung allgemein befürworten und beiflüchten? Die Bildung eines allmennonitischen Organs könnte unsere Kräften zu allem Guten mehr vereinen, auf das wir mit einem höheren Erfolg in gemeinsamen Wohltätigkeitszweigen dastehen könnten. Es mögen sich doch aus jeglicher Gruppierung unseres Mennonitentums Personen finden, die das Zerklüften, Absonderung mit unberechtigtem Urteil der Schafe aus anderen Ställen, nicht befürworten, selbiges auch der Lehre Christi widerspricht. Mit Wahrheit aber, was auch so manches Handeln unserer Engherzigkeit beweist, finden sich aber viele der Meinung berechtigt zu sein, eine recht starke isolierte Stellung ihren Mennonitenbrüdern gegenüber einzunehmen. Sollte man hierin nicht mehr dem guten Geist die Leitung übergeben? Derselbe mahnt doch zu einer Einheit. Würde man des Herrn Bergpredigt mehr beachten und zu Herzen nehmen, dann möchten wir wohl ein besseres Exemplar unserer Einheit aufstellen können. Und ein Gläubiger würde über den anderen Gläubigen nicht so schnell mit einem unberechtigten, ungeprüften Urteil dahinfahren, als wenn es über Kieselsteine geht.

Doch wie und wo mit der Einheitarbeit zur Bildung eines intimeren Zusammenhangs unserer Gruppierung anzufangen? Wohl eine bange Frage! Wer wohl von den Leitenden oder auch Gliedern von den verschiedenen Gruppen unseres Mennonitentums möchte wohl ihr Geistesfeld in dieser Hinsicht zuerst unter den Pflug hingeben, um eine Einheit zu schaffen? Es dürften überall zuviel der Meinung sein: wir haben das Richtige; nichts ist daran zu ändern. Wir gehorchen des Herrn Stimme und erfüllen des Herrn Wort. Besitzen wir alle die richtige Achtung auf unser Gutestum? Wollen wir es recht prüfen und auch prüfen lassen, ob hinter unserem Gehorchen und Erfüllen nicht zugleich auch des Herrn Urteil stehen mag. Wird nicht gar zu oft vorgegeben wer wir sind, oder was wir sind, anstatt zu beachten wie wir sein sollen? Eine bessere Beziehung zu einander könnte wohl hergestellt werden, wenn wir dazu willig sind. Es dürfte vielleicht nicht ganz ohne Erfolg sein, wenn in dieser Angelegenheit aus jeglicher Richtung etliche der edelsten Kräfte herausgestellt würden, um hierüber zu einer allmennonitischen Beratung zusammenzukommen, um vereint dann Hand in Hand die Krankheit und das Unkraut, das in unsern Geistesfeldern wuchert, gemeinsam zu säubern und aufzubauen. So mag uns dann auch die Ernte dermaleinst mit einer allgemeinen Seelenspeise krönen.

Inbezug hierauf, noch eine frische Erinnerung aus der roten Terrorherrschaft. Damals, als wir so viele unserer Brüder in den Kellerräumen zu Waldheim saßen, ausgesetzt den böswilligen Handlungen und im Geiste das bloße Schwert über unsere Häupter schwingend sahen. Etliche der Brüder büßten dort auch ihr Leben ein. Damals war unter uns Hartbetroffenen, angesichts der Todesgefahr, ein Geisteswehen. Kein Fragen und Forschen welcher Richtung, welcher Erkenntnis? Sondern ein Geistesflehen und -ringen wurde vor den Thron des Allmächtigen gebracht. Sollten wir nicht nun auch in unsern Friedenstagen mehr die Einheit und Gemeinschaft eines wahren Glaubens pflegen und zusammenhalten?

Jakob J. Dick.

Die Fistel.

Hat jemand von den Lesern ein Mittel um von obenerwähntem Leiden loszukommen? Dann bitte durch die Rundschau bekannt zu machen.

Laird, Sask.

den 4. April 1933.

Damit die Nachrichten von Laird nicht gar zu sehr veralten, wäre es wohl an der Zeit, einen Bericht einzusenden. — Der Winter ist vergangen, und es schien so, als ob der Frühling in diesem Jahre recht früh in's Land ziehen wollte, haben schon warme Tage gehabt, doch sind die Schneedünen noch nicht ganz den warmen Strahlen der Sonne gewichen. Am Dritten d. M. überraschte uns morgens noch einmal wieder ein Schneesturm, der den ganzen Tag anhielt, naßkaltes, unfreundliches Wetter.

Den 12. März war der Lehrer J. Töws von der Bibelschule zu Hepburn mit 5 Schülern in Laird, sie brachten uns abends ein Programm in Vorträgen, Liedern und Gedichten. Es wären wohl noch mehr Schüler gewesen, doch der heftige Schneesturm des Tages verhinderte sie daran. Auch ein Schneesturm kann einen Strich durch das Vornehmen der Menschen machen.

Den 16. März war in der Eigenheimer Kirche die Begräbnisfeier des alten Br. David Epp. Da ich nicht zugegen war, kann ich nicht Näheres darüber berichten. Dieser alte Onkel ist wohl einer der ältesten Pionire von der Eigenheimer Ansiedlung, sein Alter war 84 Jahre. Scheiden tut weh, ob alt oder jung. Die alte Gefährtin seines Lebens wird die einsamen Stunden auch schmerzlich empfinden. Doch „Es währt ja nicht mehr lange, dann geh'n auch wir nach Haus."

Den 28. März gab auch die Bibelschule von Rosthern unter Rev. Nickel mit seinen Schülern hier in der Kirche ein Programm, konnte leider nicht zugegen sein, doch sagte man, es sei schön gewesen. Gott segne den Schülern den Samen, der in solchen Schulen ausgestreut wird, daß er Frucht trage, Gott zur Ehre und unserer Gemeinde zum Heil. Wir Allen freuen uns, daß durch solche Schulen vielleicht das Deutsche in unsrer Gemeinschaft länger erhalten bleibt.

Wie mag es kommen, daß in Rußland weit über Hundert Jahre die deutsche Sprache in den Kirchen blieb, es wäre uns auch fremd und unverständlich vorgekommen, wenn in unsern deutschen Kirchen russisch gepredigt wäre. Es sind noch lange nicht Hundert Jahre, seit die meisten unsrer Mennoniten aus Deutschland und Rußland in Amerika einwanderten, und in wie vielen Kirchen mußte schon die deutsche Sprache der Englischen weichen. Rußland hatte doch auch viele Hochschulen, in denen das Russische die erste Stelle im Unterricht einnahm, und doch blieben die Gottesdienste Deutsch. Wie mag es kommen, daß der schöne Brauch hier so rasch schwindet? Wie es scheint hält sich in Canada das Deutsche noch länger als in den Ver. Staaten. In Rosthern hat sich im letzten Jahr ein deutscher Verein organisiert, der am 25. März zum ersten Mal ein Programm in der Stadthalle gab. Man sagte, es sei sehr schön gewesen; doch wunderten sich einige von den Besuchern, daß auf einem deutschen Verein die Schlußbemerkungen im Englischen gebracht wurden.

Vor einigen Tagen wurde mir brieflich mitgeteilt, daß Freund Jakob Schröder in Winnipeg gestorben, seine hinterlassene Gattin Agnes ist eine geborene Reimer. Den 24. März morgens sagte Schröder: „Mir ist etwas geworden, ich kann nicht gehen". Der herbeigerufene Arzt sagte, es sei ein leichter Schlaganfall,

Die Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze **Bekanntmachungen** und **Anzeigen** müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.
2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der **neuen**, auch den der **alten** Poststation an.
3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.
4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

sprechen konnte er noch. Sonnabend auch Sonntag. Am Montag kam der zweite Anfall, in dessen Folge er 3 Tage bewußtlos gelegen. Am 29. März kurz vor seinem Heimgang hat er noch ein Auge geöffnet und auf seine Frau geblickt. Vielleicht war es ein letztes Abschiednehmen. Am 1. April sollte das Begräbnis stattfinden. Geschwister Schröders verlebten den ersten Winter nach ihrer Einwanderung in Tiefengrund. Wir hatten sie alle lieb, und mit inniger Teilnahme gedenken wir der trauernden Schwester Schröder und der Angehörigen.

An Geschwister P. A. Penner, Indien, hiermit einen Gruß und ein „Dankeschön" für den Reisebericht, habe ihn mit Interesse gelesen, werden uns freuen, öfter von ihnen zu lesen.

An liebe Freunde, fern und nah noch einen Gruß von

Frau Peter Regier.

Provost, Alta.

Nach langem Schweigen, will ich einen kurzen Bericht der l. „Rundschau" mit auf den Weg geben. Dem Editor, Personal mit allen Rundschaulesern ein frohes Jahr wünschend. Der himmlische Vater hat uns, die wir noch leben, dieses Jahr geschenkt, und will nun, daß wir selbiges zu seiner Ehre verleben sollen. Haben wir doch am Neujahrsmorgen gesagt: „Herr, ich will." Ich will deine Liebe kund tun, indem ich dir treu diene. O, Gottes Liebe wird mir immer größer, besonders indem, daß ich immer wieder im Worte Gottes finde: Gott hat der Menschen Wohl im Auge und will, daß allen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. 1. Timot. 2, 4.

Was die Gesundheit anbetrifft, so hat die wohlbekannte Flu auch hier schon das Ihrige getan. Es mußten hin und wieder sogar Distriktschulen geschlossen werden, doch wir in unserm Hause sind bis dahin verschont geblieben. Gott die Ehre dafür. Am zweiten Weihnachtstage erblickten zwei neue Erdenpilger unter unsern Mennoniten das Licht der Welt. Auch unserer Familie wurde am 17. November 1932 der fünfte Sohn hier in Canada geboren; alle schön gesund. Der erste Sohn wurde uns noch in Rußland durch den Tod im Alter von 1 Jahre und 10 Monaten genommen. Besonders krank, wie mir bekannt, ist wohl niemand, außer Frau Johann Hamm, sie soll ins Hospital, leidet am Magen.

Die niedrigen Preise auf des Farmers Produkten erschweren auch hier das Leben des Farmers wie auch des Stadtmannes. Es hungert aber noch niemand, Brot und Fleisch ist genug da, welches unsere Brüder und Schw. in Rußland nicht genug haben. Mein Bruder schreibt: Wenn wir nicht Hilfe senden, so müssen wir verhungern. O weh, wer wollte sich das aufs Gewissen nehmen: Hilfe gehabt; aber keine helfende Hand dargeboten. Einst wird vom Herrn das Lob denen zuteil, die geholfen haben. „Kommet her, ihr gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt." Matth. 25, 34.

Möchte hiermit noch einen kurzen Bericht v. meinem dahingeschiedenen Schwiegervater Johann Gerh. Funk einsenden. Allen Freunden, Bekannten und Verwandten diene hiermit zur Nachricht, daß Johann Funk, am 16. November 1932 im hohen Norden zur ewigen Ruhe eingegangen ist. J. Funk, stammend aus Schöndorf, Süd-Rußland, Pionier der neuen Ansiedlung Katerinowka, bei Miloradowka, gründete hier sein Heim mit seiner vom Herrn zugeführten Gattin, Helena, geb. Löwen. Hier wurde Freud und Leid geteilt bis anno 1929. Im Herbste dieses Jahres verließen auch sie mit vielen anderen Süd-Rußland, um auch nach Canada zu reisen. In Moskau angekommen, wurde Vater bald hinter Schloß und Riegel gebracht. Mutter mußte zurück zur Heimat reisen. Erst nach zehn Wochen wurde Vater aus dem Gefängnisse freigelassen. Durfte hierauf etliche Wochen bei seinen Kindern sein. Dann wurden Eltern arretiert und nach dem hohen Norden verbannt, wo Vater in seinen alten Tagen schwer sein Brot verdienen mußte. In der Verbannung beinah drei Jahre zugebracht. Der Weg für sie ging immer tiefer hinab. Brot wenig, zuzeiten keines. Kleider gingen zur Neige. Mit dem Leibe ging es den Weg nach Prediger 12, 2—7. Der älteste Sohn Johann, der auch 2½ Jahre in der Verbannung zugebracht, wurde freigelassen, und bald nach seiner Freilassung fuhr er wieder zurück um die Eltern zu holen. Dort angekommen, sah er, daß es mit Vater stark dem Ende zueilte. Doch die Erlösungsstunde kam erst am 16. November, 3 Uhr nachmittags. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Offb. 14, 13.

Vater ist alt geworden 71 Jahre, 11 Monate und 9 Tage. In der Ehe gelebt 49 Jahre, in welcher ihnen 18 Kinder geboren wurden. 5 davon sind ihm als kleine Kinder im Tode vorangegangen. 8 Kinder sind noch in Rußland, 4 Kinder in Canada zerstreut. Eine Tochter, Frau des Missionaren Heinrich Bartsch, in Afrika. Und ob wir auch weit und breit zerstreut sind, freuen wir uns doch, daß der Herr alle, die ihn lieb haben, einst zusammenbringen wird. Ob unser leibliches Auge auch weint über den Verlußt unseres Vaters, so freut sich dennoch unser Geist, daß Vater von aller Not und Beschwerden erlöst ist.

Der Herr tröste besonders die tiefbetrübte Mutter.

P. u. M. Unger.

Los Angeles, Calif.

den 11. April 1933.

Werte Leser!

Unter den Papieren meines verstorbenen Schwiegervaters, Johann Epp, finden wir ein Heft aus dem Jahre 1876, in welches er viele Briefe welche von Freunden und Verwandten der ersten Auswanderung nach Amerika an Freunde und Verwandte in Rußland geschrieben wurden, kopiert hat. Das war ja eine bewegte Zeit. Amerika war ein sehr fernes Land. Die Reise war lang und beschwerlich. Die Zukunft lag dunkel und ungewiß vor ihnen. Da kamen die ersten Berichte vom neuen Lande in die alte Heimat. Das ganze Dorf kam zusammen und der Brief aus Amerika wurde wieder und immer wieder gelesen. Und unserem Vater Epp waren sie wichtig genug, daß er sie in ein besonderes Buch abschrieb, auch wenn solch ein Brief nicht direkt an ihn geschrieben war. Solche Briefe waren ja damals für unsere Leute die einzig zuverlässige Quelle Tatsachen über die Neue Welt auszufinden. Nicht viele Leute haben sich mit Briefen so viel Mühe gemacht. Nachdem Vater Epp im hohen Alter im angenehmen Heim seines Sohnes, J. J. Epp, in Newton, Kansas, gestorben, kamen die nachgelassenen Papiere in die Hände seiner Kinder. Da ist eine lange Beschreibung seiner Reise mit Familien nach Amerika. Eingehend schildert er die Krankheit seiner zweiten Frau (Meiner Frau Mutter), welche schon hier in Amerika starb, als sie erst zwei Wochen in Kansas waren. Da finden wir genaue Rechnungen mit den verschiedenen Arbeitern, welche bei ihm in Blumenort in der Schmiede gearbeitet haben. Bald sechzig Jahre sind seit dem ins Meer der Ewigkeit gerauscht und meine Frau und ich sind selber darüber alt geworden. Und je älter wir werden, desto interessanter werden uns die lieben alten Briefe, die solch grelle Streiflichter auf das Leben, Arbeiten, Hoffen und Sorgen unserer Eltern werfen, als die jung waren. Besonders wichtig wurde uns ein Brief von Onkel und Tante, Heinrich und Anna Sommerfeld, welche viele Jahre bei Canton, Kansas, gewohnt und wo sie auch gestorben sind. Eine große Nachkommenschaft von Kindern, Großkindern und Urgroßkindern lebt dort und bei Gössel, Kansas, noch heute. Genannter Heinrich Sommerfeld war ein Bruder der Mutter meiner lieben Frau. Nachdem wir uns mit Geschwister G. G. Isaaks (Frau Isaak ist meiner Frau Schwester) beraten, beschlossen wir diesen Brief zu veröffentlichen. Wir begehen damit keine Indiskretion, denn solch ein Brief ist ja bereits Geschichte geworden. Habe den Brief abgekürzt und stellenweise auch etwas behobelt und lasse ihn hier folgen:

An Heinrich Sommerfeld, Sr.,
Gnadenfeld, Rußland.

Geliebte Eltern und Geschwister:

Zuerst wünschen wir Ihnen den Frieden Gottes und die Gemeinschaft Jesu Christi unseres Heilandes. Amen, in Jesu Namen, Amen.

Nun, liebe Eltern, was soll ich Ihnen denn vor lauter Freude schreiben? Sie werden wohl recht neugierig sein zu erfahren, was wir machen. Wir sind alle schön gesund. Das wichtigste Ereignis in diesem Sommer war für uns die Ankunft von Onkel und Tante Janzen. Die sind jetzt auch hier. Als wir erfuhren, daß die auch kommen würden, da fuhr ich gleich den 22. Juli um 3 Uhr nachmittags nach Newton. Das sind 13 Meilen von uns. Hier spannte ich die Pferde aus und ging zum Bahnhof und wartete auf die lieben Gäste. Der Zug aber kam erst 11 Uhr in der Nacht. Mein Herz klopfte fast hörbar als der Zug angebraust kam. Sobald er stand, lief ich in den Waggon suchend, spähend. Ich traf da Heinrich Janzen von Alexanderwohl und fragte ihn, ob er unsere Verwandten gesehen. Er hatte nicht. Ich gab die Hoffnung schon auf. Da plötzlich steht der liebe Onkel vor mir. Welch freudiges Wiedersehen. O, wie wir uns umarmten und küßten. Und da war auch schon die Tante und die lieben Kinder. Es war 12 Uhr nachts geworden, ehe wir von Newton wegfuhren. Als wir bei unserer Farm ankamen, war die Freude meiner Frau eben so groß. Ich ging gleich zu Geschwistern Jakob Ennsen, welche ganz in unserer Nähe wohnten, und weckte sie auf. O, sie wollten es gar nicht glauben, daß die lieben Verwandten aus dem fernen Rußland wirklich da seien, standen aber sofort auf und kamen zu uns. An Schlaf dachte niemand. Die Freude des Wiedersehens war aber auch zu groß. Und unsere Fragen nach der alten Heimat drängten nur so eine die andere. Als wir Frühstück gegessen hatten, war es Tag geworden. Ich, Onkel Janzen und Schwager Enns fuhren sogleich nach Hallsted um ihre „Kullen" und Kasten von dort abzuholen. Dienstag fuhren wir nach Newton und kauften dort zwei Pferde zu $100.00 und ein Paar Geschirre zu $24.00. Zäume, Leine und eine gute Peitsche gehören dazu. Für einen

Wagen zahlte Janzen $85.00. Auch hat er sich schon ein Stück Land ausgesucht, etwa sechs Meilen von Newton und drei Meilen von der Eisenbahn. Sie haben grade vier Wochen gereist. — Unsern Weizen lassen wir mit der Dreschmaschine ausdreschen. Dafür bezahlen wir fünf Zents fürs Buschel. Das dauert nur einen halben Tag. „Bastan" haben wir gute, aber noch nicht reif. Kartoffeln sind besser geraten als letztes Jahr. Auch haben wir schöne Blumen, rote Rüben und weiße Bohnen. Muß noch hinzufügen, daß Janzen sich eine schöne Kuh zu $34.00, ein Bettgestell zu $3.00 und zwei Stühle zu $0.75 das Stück gekauft haben.

Dann fügt Frau H. Sommerfeld zum Briefe ihres Mannes noch folgendes hinzu: Muß auch noch ein paar Zeilen schreiben. Geliebte Eltern! Viel Neues weiß ich nicht, als daß wir, Gott sei Dank, schön gesund sind und daß wir solch große Freude gehabt haben, als Onkel und Tante kamen. Als mein Man zur Stadt fuhr die Lieben zu holen, war bei mir keine Spur von Schlaf. Unaufhörlich schaute ich durchs Fenster in die finstere Nacht und horchte, ob ich etwas Fahren hören könnte. Da mit einemmal kam ein Wagen gefahren. Ich lief so schnell ich konnte aus dem Hause und hörte meinen Mann sagen: „Jetzt sind sie hier." Ach, ich freute mich so, daß ich kein Wort sagen konnte. Und wie viel größer wird die Freude sein, wenn Sie, liebe Eltern, kommen werden. Nun wir wollen unser Vertrauen auf Gott werfen. Er wird uns führen in alle Wahrheit und Glückseligkeit. Sagt doch meiner Schwägerin, Frau Jakob Warkentin, daß ich an sie schreiben werde, sobald ich Zeit bekomme. Sie hat ja schon große Töchter und hat mehr Zeit zum Schreiben als ich. Und jetzt noch ein paar Worte an Schwester und Schwager Johann Epp. Die Sense und die Choralbücher haben wir erhalten. Wenn Ihr herkommt werden wir Euch alles bezahlen. Johann Reimer von Fürstenwerder, welcher bei Dir in Blumenort in der Schmiede gearbeitet hat, ist auch hier in Amerika. Er bestellt zu grüßen. Ihm gefällt es hier.

Und nun will ich grüßen und schließen Amen, in Jesu Namen, Amen. In treuer Liebe bis in den Tod verbleiben wir

Kinder und Geschwister
Heinr. u. Anna Sommerfeld.
Newton, Kansas.

Nachschrift. Wenn obige Briefe einem oder dem andern so interessant sind, wie sie mir waren, dann bin ich für meine Mühe reichlich belohnt.

Grüßend

G. G. Wiens.

Eine Dirigenten-Versammlung im Kleinen in Winkler, am Sonntagnachmittag, den 9. April.

Gemeinschaft pflegen ist im Leben viel wert; das haben wir Sänger letzten Sonntag auch empfunden. Wir hatten zu dem Nachmittag etliche Nachbardirigenten zu uns eingeladen. Und es freut uns, daß die Dirigenten von Morden, Haskett, Hochfeld und Plum Coulee mit noch etlichen Sängern trotz des schlimmen Wetters gekommen waren. Gemeinsam wurde die Frage des Gesanges für die bevorstehende Konferenz besprochen. Pr. W. Buhr, Mitglied des Programm-Komitees der Konferenz, war zu unserer Freude auch auf dieser Versammlung und zeichnete sich alle unsere Wünsche auf. Auch einigten sich die Dirigenten darauf hin, am Jugendabend auf der Konferenz vier Lieder mit dem großen Massenchor zu singen, der nach vorläufiger Uebersicht schon über 200 Sänger zählt. Chöre, die diese Lieder mitsingen wollen, möchten sich beizeiten bei mir melden.

Weiter wurde einstimmig beschlossen, wenn eben möglich, noch diesen Frühling einen kurzen Gesangkursus abzuhalten. Auch wurden alle Dirigenten dringend aufgemuntert, sich gegenseitig mehr zu besuchen.

Nach Schluß der Beratungen trug unser Chor noch etliche Lieder vor. Auch leiteten 2 andere Dirigenten noch Lieder, von unserm Chor gesungen. Der Nachmittag wurde mit einer recht lebhaften und schönen Unterhaltung am Kaffeetische im Nebenhause der Kirche beschlossen.

Ich darf wohl im Namen all unserer Sänger und auch der Gäste sagen, daß wir einen reich gesegneten Nachmittag hatten und unser einstimmiger Wunsch war, öfters ähnliche Zusammenkünfte anzuberaumen. Korn. H. Neufeld.

Ausländisches

In Rußland verhungert.
Pflichterfüllung bis zum äußersten.

Er war mein bester Freund, **Peter Dyck**, und wohnte in einem deutschen Dorf in Südrußland, wo er zwei Höfe mit zusammen 140 Deßjatinen (560 preußische Morgen) besaß. Vor 30 Jahren starb ihm seine erste Frau bei der vierten Entbindung. Das drückte ihn so sehr, daß er in Gefahr war, schwermütig zu werden. Da nahm sein Schwager die Kinder auf drei Jahre zu sich und setzte durch, daß er sich von seiner Wirtschaft frei machte und nach der Schweiz reiste, um in Basel die Evang. Predigerschule zu besuchen. Dort lernte ich ihn kennen. Ich war zwar 15 Jahre jünger, war aber früher auf die Schule gekommen und konnte schon Griechisch, was er in Privatstunden bei mir lernte, um das Neue Testament in seiner Ursprache zu verstehen. So waren wir fast alle Tage zusammen, schlossen Freundschaft und waren einander so wert, daß er mich seinen lieben Jonathan nannte.

Im Jahre 1911 besuchte ich ihn. Er war wieder verheiratet, hatte seine Wirtschaft erneut übernommen, spannte die besten seiner 20 Pferde vor den Schlitten und fuhr mit mir zur Kirche, wo er mich einführte und wo ich eine Ansprache und eine Kollekte für Lemberg in Galizien hielt. Wir waren alle froh und wohlgemut.

In der Kriegszeit war unser Briefwechsel natürlich unterbrochen, in der Nachkriegszeit sehr erschwert.

Am 5. November 1931 erhielt ich eine Karte von seiner Frau: „Werte Freunde, ich will mal wieder etwas über unser Befinden Nachricht geben. Was den Anlaß dazu gegeben, will ich offen bekennen. Unsere Freunde haben aus Deutschland eine Sendung erhalten, und so sehr sich alles in mir sträubt, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, so habe ich doch alle Bedenken überwunden und bitte Euch um Christi willen, sendet meinem lieben Mann, der sich in äußerster Not befindet, etwas warme Kleider und wenn möglich auch Nährstoffe. Er hat dort hoch im Norden nur einen Leinenmantel, sonst keine Winterkleider und leidet schwer an den Füßen . . Wir aber sind auch von allem entblößt und können ihm beim besten Willen nichts schicken. Wir werden hier in strenger Haft gehalten, müssen schwer arbeiten ohne Lohn und Proviant und leben ganz von der Gnade guter Menschen."

Im Februar 1932 erhielt ich eine Karte von ihm selbst: „Lieber Jonathan! Ich bekenne mich zu dem Empfang Deiner werten Karte und Deiner kostbaren Sendung von Lebensmitteln. Es ist eine großartige Gebetserhörung, daß ich sie erhalten habe. Gott sei Lob und Dank. Dir aber, mein lieber Freund, vergelte er's nach Matthäus 10, 40—42.

Du wünschst Aufschuß über mein Leben: Am 14. November 1929 wurde ich arretiert; ich wurde ins Gefängnis geworfen und schmachtete dort unter Räubern und Mördern. Die Gemeinde aber betete für mich zu Gott ohne Aufhören... Ich erkrankte und lag zwei Wochen im Gefängniskrankenhaus. Darauf wurde ich in den hohen Norden nach Archangelsk verbannt. Die Reise war sehr schwer und dauerte 12 Tage... Später wurden wir auf ein großes Schiff geladen, und vorwärts ging's wie auf „Lützows wilder Jagd" längs der nördlichen Dwina und ihrem Nebenfluß, der Wytschegda, bis fast zu deren Quellen, ohne Aufhören und ohne einen Kopeken in der Tasche. Ueberall wurden Gruppen auf den Holzfloßniederlassungen ausgeladen. Ich und noch fünf Mennoniten kamen bis nach Kulom, 600 Werst (Kilometer) von der Eisenbahn entfernt, wo wir im Walde schwere Stämme in den Fluß rollen mußten. War eine schwere Arbeit... Meine Familie ist aus dem Hause gewiesen, die Frau arbeitet in einem Kalkofen, Hermann und Isaak sind in Jekaterinoslaw. Lena arbeitet an der Elektrischen Bahn (Sand schaufeln, Pflaster aufreißen, Schienen tragen), Johann ist mit seiner jungen Frau nach dem Ural verbannt. Schwer liegt auf ihnen Gottes Hand."

Am 9. Februar 1933 erhielt ich seinen letzten Brief aus Kuschba bei Kulom vom 5. Januar 1933: „Lieber Freund und Bruder! Ich bekenne mich zu dem Empfang Deiner werten Karte vom 12. 11. 32. Sie hat mich so herzlich erfreut... Sehr tröstend war mir Deine Karte. Du schreibst „Ich denke sehr oft an Dich z. B. heute nacht, als ich zwei Stunden wach lag. Möge Dir die Gnade geschenkt bleiben, treu zu sein auch im Leid. Als die Japaner uns den Krieg erklärten, telegraphierte uns der deutsche Oberbefehlshaber aus Tsintautau: „Einstehen für Pflichterfüllung bis zum äußersten." Dasselbe weiß ich auch von Dir." Ich danke Dir, lieber Freund, für diese männlichen Worte und für Dein Zutrauen, aber ebenso für Deine Pakete. Du hast mir damit das Leben gerettet, denn mein Zustand schien schon vielen hoffnungslos, kraftlos bis aufs äußerste. Hände, Füße und Gesicht waren geschwollen, d. h. vollständige Unterernährung. Es ist nicht zuviel gesagt, Du bist mein Lebensretter. Mein Zustand hat sich durch Deine Sendung sichtbar gebessert. Vergelt's Dir und Deiner lieben Familie und den andern guten Freunden der große und gütige Gott, der hinter Euch steht und Euch zu diesem guten Werk beauftragt hat."

Am 3. März erhielt ich aus Kuschba eine Karte mit folgenden Zeilen: „Muß Euch die Trauer- und Freudenkunde bringen, daß Ihr Freund und Bruder nicht mehr unter den Lebenden ist, d. h. Peter Heinrich Dyck. Wir waren hier Leidensbrüder. Er ist verhungert... und zwar am 10. 2. 33 und den 11. 2. beerdigt auf dem Kirchhof in Kuschba im Tannenwald. Kein Hunger treibt ihn mehr zum Betteln, kein Frost zum Holzherbeischaffen, keine Grobheiten mehr zum Ertragen. Gott wird abwischen alle Tränen, die er geweint, und nicht wenig. Gott sei Dank, der ihn erlöst hat!"

Heinrich Pauls.
Elbing, Deutschland.

Mein Onkel Peter Peter Dürksen, stammend aus Fischau, Rußland mehrere Jahre in Alexanderkrone in der Dampfmühle gearbeitet, ersucht mich, durch die Rundschau Johann und Ab. Matthies, früher Schönfeld, Brasol zu bitten, ihm etwas Geld zu Lebensmitteln zu schicken. Seine gegenwärtige Adresse ist: Post und Dorf Spat Krim. Torgsinabteilung in Simferopol. G. Dürksen, Warren, Man.

Wir möchten gerne auf Wunsch unsrer lieben Mama, Maria A. Janzen, geb. Pankratz, ihre Verwandten aufsuchen. Meiner Frau Großmama war eine Margareta Reger und die soll hier einen Bruder haben, ein Aron Reger. Er wird wohl schon nicht am Leben sein. Mama schreibt, da müssen noch Aron Regers Kinder sein, ein G. R. und Ar. Reger und Warkentins. Auch noch meiner Frau Großpapas Brüder, ein Jac. und Abram Pakratz, vielleicht auch schon nicht am Leben, aber dessen Kinder. Großpapa war ein Peter Pankraz. Die müssen wohl in den Ver. Staaten wohnen. So bitten wir in ihrer statt um Mithilfe, sagt ihnen die Bitte nicht ab, denn die Not ist sehr groß. Der Herr wrd es euch vergelten, was ihr an den Lieben tut. Wir nehmen die kleinste Gabe entgegen für die Lieben. Den besten Dank im voraus.

Unsere Adresse ist: R. R. 4, Winnipeg, Man. **Peter Boldt.**

Todesnachricht

Prediger Johann Joh. Töws,
Ignatjewka, in der Verbannung heimgegangen.

Einem Briefe aus Samara, Rußland, entnehmen wir folgende Nachricht:

„Unser Onkel Johann Töws ist am 21. Februar in der Verbannung gestorben. Er hat in letzter Zeit noch sehr schwer an Atemnot gelitten, hat immer sitzen müssen.

Br. Dav. Pätkau von Kamenka, Orenburg, war in letzter Zeit mit ihm zusammen und der ist bei ihm gewesen. Am letzten Tage hat er noch mit Händedruck Abschied genommen, dann hatte er gebeten, man solle ihn hinlegen und gleich war er auch gestorben.

Am 22. Februar haben sie ihn begraben, und zwar im Walde, 4 Kilometer von Kornjilowo. Das Geleit haben ihm gegeben Br. Pätkau, ein grusiner Fürst und zwei Kleinrussen.

Onkel Töws ist fest im Glauben geblieben bis ans Ende und ist froh heimgegangen."

Der Brief ist datiert vom 21. März 1933. Empfänger desselben ist Familie J. P. Wiens, Box 76, Hespeler, Ont.

(Eingesandt von D. Klassen, Hespler, Ont.)

Die Begräbnisfeier des alten Bruders Johann Siemens von North Kildonan, Man.

Sonntag, den 12. März 1933, beginnend um 2 Uhr nachmittag fand die Feier des letzten Geleits statt, den die Geschwister und Freunde von North-Kildonan diesem alten Bruder anberaumten, der letzte Dienst, den man erweisen kann zum Trost den Hinterbliebenen. Sind bis dahin dem Verstorbenen keine Rosen gestreut, in dieser Stunde ist's zu spät. In diesem Falle aber glauben wir, daß dem lieben Verstorbenen schon während seines Weilandlebens hier bei Kildonan Rosen in der Liebe der Nachbaren und in der Hochachtung der Umgebung dargebracht worden sind. Und sein Platz bleibt leer, seine Gebete in der Andacht steigen nicht mehr empor, sieht er doch Den, an Den er geglaubt, und Dessen Sühnopfer auch ihm den Weg zum Vaterherzen Gottes und in die ewige Herrlichkeit unseres Heilandes gebahnt hat.

Die Trauerfeier wurde durch das Lied „Wenn aufsteh'n am glorreichen Morgen..." durch Br. A. Friesen eingeleitet. Br. G. Epp ließ darauf das Lied „Drüben im Lande der ewigen Freuden" singen, gefolgt vom Chor mit der Zusicherung „In dem Himmel ist's wunderschön".

Darauf diente Prediger Hermann Klassen mit einer Predigt, anschließend an die Worte Jes. 46, 4 und Kap. 35, 10, und er legte uns das dreifache Versprechen unseres Himmlischen Vaters: Ich will euch herausheben. Ich will Euch tragen und Ich will euch erretten, als ewige Wahrheit vor.

Der Chor folgte mit dem Liede „Gott wird dich tragen".

Prediger C. N. Hiebert folgte mit einer Ansprache über Ebr. 11, 13—16, indem er darauf hinwies, daß die Hauptsache sei, wie wir sterben, nicht wann, wo oder woran. Und die Hauptsache können wir nur erfüllen, wenn wir im Glauben sterben. Dazu müssen wir aber zum Glauben kommen, von einer Stunde oder Zeit wissen, wann der Glaube in uns anfing und weiter im Glauben leben werden, ob wir gleich stürben, wir gehen dann durch den Tod ein zur Ruhe in einem neuen Leibe und werden Ihm gleich sein. Und den Hinterbliebenen bleibt der Trost, daß wir heimgegangen, wo wir gut aufgehoben sind, denn keine Träne, kein Leid, kein Schmerz ist dort mehr, und es gibt ein Wiedersehen. Und den Hinterbliebenen bleibt der Trost am Worte Gottes.

Der Chor hatte noch die Botschaft „Laßt mich geh'n..."

Aeltester Heinrich Janzen schloß die Feier durch entsprechende Bemerkungen, anschließend an die Worte Matth. 5, Vers 4, 6 und 8, Seligpreisungen, die der Heiland, Jesus Christus selbst ausgesprochen und deren endgültige Erfüllung in Ewigkeit stattfinden wird. Er ließ noch zum Schluß das Lied „In des Christen Heimatlande" singen. Er forderte darauf auch noch die trauernde Schwester und die trauernden Kinder auf, am Sarge des teuren Gatten und Vaters zu beten.

Und das schöne Lied vom Chor „Engel öffnet die Tore weit" schloß die Trauerversammlung.

Nach der Leichenschau wurde die irdische Hülle des Verstorbenen nach Grünthal gebracht, wo Geschw. Rempel alles vorbereitet hatten, so daß nach dem Eintreffen derselben noch ein Trauergottesdienst abgehalten wurde, die Ueberreste dem Schoße der Erde übergeben, wo sie dem Auferstehungsmorgen entgegenschlummert, worauf die Trauerversammlung noch mit einem Trauermahle bewirtet wurde.

Alt geworden ist der Bruder 77 Jahre, 6 Monate und 10 Tage, krank gewesen nur etliche Tage, nachdem der Krebs ausgebrochen. Selig im Herrn ging er ein zu seines Herrn Freude.

Aufgezeichnet von
Gerhard Klassen.

Winkler, Man.

den 30. März 1933.

Es ist der erste Bericht den ich hiermit der werten Rundschau mit auf den Weg gebe und zwar ist mir die Aufgabe geworden, von dem schnellen Abscheiden meiner leiblichen Schwester Maria, geborene Jacob Friesen, zu berichten.

Sie war eine Frau Paul P. Janzen v. Ignatjewka, Nr. 6. Gegenwärtig in zweiter Ehe eine Frau Abram J. Krahn von Neu-Kronsweide, Süd-Rußland. Unsre l. Schwester ist nicht mehr unter d. Lebenden. Dem Herrn über Leben und Tod hat es gefallen die Schwester und Mutter durch den Tod von unserer Seite zu nehmen, um Sie als eine reife Frucht in das Reich der Herrlichkeit zu versetzen. Sie hat nicht eine lange Krankheit durchgemacht, aber sie war kurz und heftig. In diesem Winter hat hier die sogenannte „Flu" geherrscht, wo sie auch nicht verschont blieb; doch dieselbe war nicht die Ursache des schnellen Todes. Sie sollte zur Entbindung kommen. Sie wurde kurz vor derselben ernst krank, so daß der Doktor von Morden sie ins Hospital nach Morden brachte. Den 15. März wurde sie mit einem Töchterlein beschenkt, schien auch alles ruhig zu sein, aber um etliche Stunden kam hohes Fieber und wie die Doktoren behaupten, Blutvergiftung. Sie starb unter großen Schmerzen den 19. März ¼ über 9 Uhr morgens froh im Herrn. Denn ehe sie ins Hospital ging, hatte sie ihr Haus bestellt, ahnend, daß sie es diesesmal nicht durchsetzen würde, stützend auf das Wort in einem Liede, wo es heißt: „Keiner wird zu Schanden, welcher Gottes harrt, Sollt ich sein der erste, der zuschanden ward? Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort, eher fällt der Himmel eh' mich täuscht dein Wort!" Wir durften sie im Krankenhaus zweimal besuchen, aber leider konnten wir nichts sprechen, weil sie nicht zu sich war. Aber in klaren Stunden hat Sie mit den Krankenschwestern d. Freudigkeit bekundet, gerne zu sterben, nur tun ihr die l. Kleinen sehr leid. Doch wir haben droben einen Vater der Witwen und Waisen erhält. Das Begräbnis fand in dem Versammlungshause der M. B. Gemeinde zu Winkler, den 23. März 2 Uhr nachmittags, statt. Ihre Kinder durften alle zugegen sein, außer das kleinste. Ihre l. Mutter Maria Friesen war nicht zugegen, aber von den Geschwistern waren anwesend: Jakob Friesen von Alexander, Man.; Heinrich Friesen, Arnaud, Man. und Abram Friesen, Winkler. Br. Ab. Unruh hielt die Leichenpredigt von der Auferstehung der Toten, der Gerechten und Ungerechten. Wie schön ist das Los der Schwester, unter denen zu sein, die in dem Herren sterben. Sie wurde in ihrem 17. Lebensjahr schon bekehrt und ein Glied der M. Brüdergemeinde. Sie ist eine geb. Jacob J. Friesen. Geboren in Wiesenfeld, Pawlograder Kreis 1889, den 17. Juli. Alt geworden 43 Jahre, 8 Monate und 3 Tage. In erster Ehe gelebt von 1911 — 1922. Kinder geboren 6. In zweiter Ehe gelebt von 1925 — 1933. Kinder geboren 5, eins davon im Kindesalter vorangegangen. Es betrauern ihren so frühen Tod 10 Kinder und ihr l. Gatte Abr. J. Krahn, ihre Mutter Maria Friesen und 6 leibliche Geschwister.

Im Auftrage
A. J. Friesen.

Osborne, Man.

Tod, wo ist dein Stachel?

Am 29. März dieses Jahres wurde Harry Rempel, Sohn der lieben Freunde A. H. Rempel, Osborne, Man. von der Kirche zu La Sale aus nach dem naheliegenden Friedhof zu seiner letzten Ruhestätte auf dieser Erde getragen.

Im vorigen Frühling wurde Harry auf dem Schulhofe mit dem Baseball hart in die Magengegend getroffen. Es war ein verhängnisvoller Schlag, der die Entwickelung des Sarkome am Magen nach sich zog. Bösartig wie diese Erkrankung gemeinhin ist, verursachte sie auch dem vorher so starken, gesunden Jungen viele Schmerzen und raubte ihm nach und nach seine Körperkraft. Die Aerzte, die zu Rate gezogen wurden, konnten die Krankheit zuerst nicht feststellen, bis Harry am 12. September letzten Jahres in Winnipeg einer Operation unterzogen wurde. Nach genauer Untersuchung konnte die Krankheit festgestellt werden und sie wurde zugleich auch als unheilbar erkannt. Schwer war die nun folgende Zeit nicht allein für den Kranken, sondern auch für die Eltern, denen die Aerzte klaren Bescheid über den ferneren Verlauf der Krankheit gegeben hatten. Doch, die Hoffnung auf Genesung konnte immerhin nicht aufgegeben werden. Sobald es anging, erneute Harry seinen Schulbesuch. Aber weil dem Körper durch stete Weiterentwickelung der Krankheit die nötige Ernährung genommen wurde, schwanden die Kräfte immer mehr, bis dieser Umstand den Leidenden zeitweilig ans Bett fesselte. Da entschlossen sich die Eltern auf ihres Sohnes Wunsch ihn noch einmal nach Winnipeg zum Arzt zu bringen. Freitag, den 24. März fuhr seine Mutter mit ihm per Bahn nach Winnipeg, wo er bis Sonntag verhältnismäßig munter war. Am Sonntag, den 26. morgens verließen ihn aber fast plötzlich die Kräfte und Besinnung.

„Nun muß ich gehen," sagte er, als er zu sich kam, zu seiner Mutter. Und so geschah es auch, merklich ging es dem Ende zu, bis er um neun Uhr vormittags sanft entschlief.

Somit fand ein junges Leben von fast 16 Jahren (Harry wäre am 6. Mai sechzehn voll geworden) hier auf Erden seinen Abschluß, aber in den Schmerzen der Hinterbliebenen leuchtet der Friede Gottes, den auch Harry schon seit vorigen Sommer im Herzen trug, als Trost und Hoffnungsstern. Dieser Friede machte Harry stark, sein Leiden mutiger zu tragen, befähigte ihn auch in seiner Todesstunde nicht zu verzagen.

„Der Herr Jesus geht mit mir ins Grab," sagte er, „seine Engel werden kommen und mich in den Himmel geleiten."

An seinen Vater und Geschwister, die nicht zugegen waren, dachte er und bestellte auch noch alle, die für ihn gebetet hatten, zu grüßen. Ohne Furcht und Grauen schaute Harry dem Tode entgegen. Es bestätigte sich für ihn das Wort: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Ja, durch seinen kindlichen Glauben war ihm der Tod verschlungen in den Sieg Jesu seines Heilandes. Sanft schlief er ein und redet so durch seinen vertrauensvollen Heimgang zu allen seinen Altersgenossen und vielen anderen ein eindringliches Wort der Ermahnung zur Nachfolge Jesu, dem er hier, nachdem er die Wahrheit erkannt hatte, noch so gerne dienen wollte.

J. B. W.

Irmingart von Traunstein

Historische Erzählung aus der Reformationszeit.
Von
A. Wilhelmy.

(Fortsetzung.)

„Eginhard, wünsche uns Glück, die Gräfin zu finden!" rief der Graf frohen Tones. Im Kloster auf Frauenwörth mußte sie sein, das Herz klopfte ihm ein freudiges Ja entgegen.

Schneller als sie dachten, entschwand die Zeit, der kurze Weg war bald zurückgelegt. Der See mit seinem hellgrünen Wasser breitete sich in seinem weiten Umfang, überstrahlt vom blauen Himmel, gar schön vor ihren Augen aus. Der Gaisberg und der Staufen blickten in ziemlicher Entfernung wie alte Bekannte von Salzburg zu ihnen herüber. Laut pochte dem Grafen das Herz, als das Boot sie hinüberbrachte, vorläufig nach der Krautinsel, wo die Benediktinerbrüder von Herrenwörth und die frommen Schwestern auf Frauenwörth sich ihre Küchenkräuter bauen ließen, von da schifften sie nach Frauenwörth.

Unschwer gelang es dem Grafen, zu erfahren, was er wissen wollte. Aebtissin des Klosters war Gräfin Clarissa von Traunstein.

„O Bruno, kann's wahr sein? Nur noch wenige Stunden und — kaum wage ich's zu denken, und ich habe meine Irmingart wieder."

Die Zeit dünkte dem Harrenden eine Ewigkeit, bis ihm Antwort ward. „Meine Kehle ist trocken, Bruno, mein Herz hämmert, als wollt es heraus," sagte er, ungeduldig durchs Zimmer schreitend.

Ein Brief von ihm fragte nach Irmingart und berichtete, wer nach ihr frage.

Das kleine Mädchen, die den Brief zur Frau Aebtissin getragen hatte, brachte ihm den Bescheid, daß dieselbe ihn sprechen wolle und sie solle ihn zu ihr geleiten ins Pförtnerstübchen. Blaß vor Erregung folgte er.

Eine alte, freundlich lächelnde Frau begrüßte ihn.

„Ich muß Euch ins Antlitz sehen, edler Ritter, um zu erkunden, ob's Wahrheit oder Lüge ist, was Ihr sprecht."

„Foltert mich nicht, hohe Frau, durch langes Fragen, sondern sagt mir, weilt meine Irmingart hier?"

„Nein, meines Bruders einziges Kind hat auch diese Zufluchtsstätte verlassen müssen."

„O, o," stöhnte Graf Franz, die Hände vors Gesicht schlagend. „Wohin ging sie?"

„Sie wollte nach Seeon, dort im Kloster Unterkunft suchen. Von dort hat sie fort müssen; doch weiß ich nicht, wohin."

„Warum blieb sie nicht hier?"

„Das ist's, warum ich Euch rufen ließ; hört zu. Eines Morgens wurde mir gesagt, eine feine Frau begehre mich zu sprechen; ich hieß sie eintreten und dieselbe gab sich als meine liebe Anverwandte zu erkennen. Sie berichtete mir die traurige Veranlassung zu ihrem Hieherkommen, und bat mich um Schutz, bis ihr Kind das Alter erreicht, wo es seiner Väter Erbe verwalten könne.— Meine Seele war froh, ihr solche Bitte zu erfüllen. Das schöne Kind war in den drei Jahren, die sie bei mir war, meine Freude. Ihr liebes Antlitz war milde, doch weiß ich nicht, daß sie nur gelächelt hat. — Kein Ort der Erde schien mir gesicherter für sie zu sein als dieser. So ging sie umher, besuchte die Kranken im Dörfchen, die sie gerne sahen, fuhr auch mit den Laienschwestern nach der Krautinsel; dort saß sie und schaute unablässig nach der Richtung gen Traunstein. — So war sie wieder hinübergefahren, als sie unerwartet schnell zurückkehrte, vor mir niedersank, ihren Kopf in meinen Schoß bergend und laut jammernd: ‚Ich muß fort, ich muß fort! — Denke dir, Giovano mit zwei Brüdern von Herrenwörth im Boot fuhren auf dem See. Giovano erkannte mich; ich hörte ihn sagen: ‚Ha, doch gefunden, der Onkel Kuno vermutete sie richtig bei der Muhme Aebtissin.' Muhme, lieber lasse ich mich lebendig einmauern, ehe der mich faßt.' — Irmingart ist dann geflüchtet nach Seeon; die Angst hat sie auch dort nicht ruhen lassen. Wohin sie sich gewandt hat, ich weiß es nicht. — Nach der Beschreibung, die Irmingart mir von Euch machte, erkenne ich Euch auf Euer Wort als Graf Ettersech. — Armes Weib, könnte die Mitteilung dein Ohr erreichen, die ich nach Seeon sandte, wie du schon von dort verschwunden warst! Hier ward erzählt, ein schöner Ritter sei im Boot gefahren, als plötzlich ein Unwetter heraufzog, der Wind mit großem Ungestüm das Wasser im See peitschte. Der des Ruderns unkundige Mann wußte das Boot nicht zu leiten, es schlug um er ertrank."

„Habt Ihr die Leiche gesehen?"

Die Aebtissin verneinte.

„So ist's Blendwerk, was der lügenfertige Mund des Giovano hat verbreiten lassen, um Euch zu täuschen. — Gott, der Herr, erbarme sich meiner, wenn ich mir denke, ihm ist's gelungen, sie zu rauben! — Denkt Euch, Irmingart in den Armen dessen, den ihre Seele verachtet und verabscheut."

„Fahret gen Seeon und forschet nach, Herr Ritter, doch wird es Euch keine Freude bringen, wenn Ihr dort nichts weiter erfahret," sagte die Aebtissin. „Meine Gedanken sind mit großer Sorge ihr gefolgt. — Ihr Leid trug sie Gott ergeben und tröstete sich mit dem genossenen Glück, das sie in Eurer Liebe besessen habe. Ihr, Herr Ritter, und der Kleine waren der Mittelpunkt ihres Lebens. — Ihr müßt wissen, daß Irmingart immer leise hoffte, auf irgend eine Weise von Euch zu hören; von Eurem Tod war sie nicht überzeugt, daher war auch ich nicht groß verwundert, wie Ihr mir gegenüber standet. — Mir war's eine große Freude, das Kind meines einzigen Bruders, für den ich als Dankopfer ins Kloster getan ward, schützen zu können. Freilich muß ich bekennen, die Handlung meiner Eltern ist mir noch heute unverständlich; oft habe ich darüber nachgedacht, wie seltsam, daß das Kind des Bruders bei mir Schutz suchen mußte? — Es gibt wunderbare Verkettungen im Leben, die ich einfache Frau mir nicht erklären kann.

„Groß wird meine Freude sein, wenn Ihr Irmingart findet, und so es nicht zu mühsam für Euch ist, mich wissen lasset. — Wie gerne lauschte mein Ohr, wenn sie mir von meinem Bruder und von der Burg erzählte. — — Meine Mutter war lieb und gut, und habe ich mit ihr und Hatwig schöne Tage verlebt.

„Nun geht!" sagte sie, ihm die Hand reichend, „und Gott geleite Euch und führe Euch zusammen."

Der Ritter entfernte sich gesenkten Hauptes; sein Herz zagte, langsam schleppend war sein Gang. Das traurige Gesicht erklärte dem Bruno, daß die hochgespannte Erwartung in nichts zerronnen war; er fragte nicht, wozu die blutende Wunde berühren!

Nach geraumer Zeit erzählte der Ritter ihm das Vernommene. Beide entschlossen sich, nach Seeon zu gehen, um das letzte nicht unversucht zu lassen.

* * *

Salzburg zur Winterszeit.

Seit vielen Jahren hatten die Herbst-Stürme nicht so gebraust und gewütet wie in diesem. Veits Häuschen oben bei St. Gilgen hatte stark darunter gelitten; die großen Steine, die das Dach niederholten mußten, wurden vom Winde heruntergefegt wie Tannäpfel.

„Es will mir hier oben gar nicht gefallen," — Veit hatte nichts einzuwenden und da der Besitz die Annehmlichkeit hatte, daß er zum Umzug zu wertlos war, so verkauften sie ihr Vieh und gingen wohlgemut der Ebene zu.

Die Einsiedelei des Rupert war leer; sie gingen weiter und fanden in Salzburg bald eine nette Behausung. Beide spähten fleißig nach den Klosterschülern bei den Franziskannern umher, ohne ihren kleinen Liebling darunter zu erkennen. Jeder Mönch wurde darauf angesehen, ob es Bruder Renatus sein könnte.— Veit und Barbara hatten dabei allerlei zu beobachten, weil es zu der Zeit sehr viele Mönche in der Stadt gab.

Das Leben bot hier weit mehr Kurzweil als oben, wo beide nur sich selbst sahen, und nur die immer wiederholte Geschichte ihrer Herrschaft besprechen konnten. Auch war die Kälte in der Ebene geringer, zumal wenn der Nebel vom Schafberg herunter alles einhüllte, und den kein Sonnenstrahl durchdrang, wobei die naßkalte Luft die Glieder nicht warm werden ließ. — Oefters schon hatte Barbara ihre Freude darüber geäußert, wie der Schnee nun gar in dicken Flocken zur Erde fiel und Berg und Fels und Tal in schimmerndes, blendendes Weiß hüllte, da war sie froh, nicht mehr oben zu sein.

Es war Sonntag, das Frühgeläute der vielen Kirchenglocken in der erzbischöflichen Hauptstadt Salzburg schwebte noch in der Luft. Vom Nonntal bis zur Franziskanerkirche war bei dem starken Schneefall ein beschwerlicher Weg, nur streckenweise hatte man die Haufen durchschaufelt, das übrige blieb für die Fußgänger, die mit jedem Tritt sich und andern die Bahn ebneten.

Vom Nonnenkloster her kamen zwei Frauen des Weges. Die derben Schuhe an ihren Füßen waren praktisch für die ungebahnte Straße. Warme Tücher schützten sie gegen den kalten, scharfen Ostwind, der auch die kleinsten Wölkchen am tiefblauen Himmel nicht aufkommen ließ. Hell leuchtete die Sonne auf den glitzernden Schnee und zeichnete die allseitig mit Weiß überzogenen Alpen scharf gegen den Himmel ab.

Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und ließen den Blick umherschweifen; zum vielen Sprechen schienen beide nicht aufgelegt zu sein.

Sie kamen vor Beginn der Predigt und fanden die Plätze dicht besetzt, ganz vorne am Eingang konnten die beiden noch einen schmalen Platz finden.

Ein ernster, blasser, doch freundlich und mild blickender Mönch betrat die Kanzel. Mit großer Aufmerksamkeit horchte die Gemeinde der Textauslegung über die Worte: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

Das Amen der Predigt war gesprochen, die andächtige Menge kniete unter der Feier des Hochamts; auch dieses ging mit dem Schlußgesang zu Ende. Die Zuhörer entfernten sich; nur eine Frau blieb kniend an ihrem Platz. Es war eine der Wanderinnen vom Nonntal her. Ihre Begleiterin beugte sich zu ihr nieder und fuhr erschrocken empor; starr und blaß ruhte der Kopf auf der Hand. Hilfesuchend spähte sie umher und gewahrte den Mönch, der gepredigt hatte, aus der Sakristei kommend.

„Um Jesus und Maria willen, helft mir," rief sie, „hier liegt eine Sterbende."

Mit großen, hastigen Schritten nahte der Gerufene, der niemand anders als Renatus war. Seine kräftigen Arme hoben die Kranke hoch; er beobachtete das feine, zarte Gesicht, dann sagte er beruhigend: „Aengstigt Euch nicht, sie lebt, aber sie ist ohnmächtig. Bleibt, ich eile in Kloster, um Stärkendes zu holen."

(Fortsetzung folgt.)

Kerlchen.

Kerlchens Lern- und Wanderjahre
(Fortsetzung.)

Unser liebes Nestchen fliegt schon wieder einmal auseinander.

Fürst Li soll nach dem Süden und hat Papa ganz flehentlich gebeten, bei ihm zu bleiben. Mama soll ihn begleiten, was ihrer überaus zarten Gesundheit auch sehr gut ist, — aber ich? — Ich habe so gebittelt, gebettelt und gefleht, — ja ich habe sogar ein ganz klein bißchen sanft mit dem Fuße gestampft, — zum ersten Mal seit meinem Vorsatz, vernünftig zu werden, — ich habe an den Fürsten Li geschrieben, der sich doch gewiß riesenstaudenhaft freuen würde, wenn ich mitkäme, aber Papa hat den Brief in den Ofen gesteckt, ehe der Fürst ihn zu Gesicht bekam. Ohhhhh!

— — — — — —

Obiger Zwischenraum ist mit Zähneknirschen, Augenrollen und Wutstränen ausgefüllt. — Papa trat zwischendurch mal in mein Zimmer und suchte mich zu bereden, den Spruch: „Sanftmut ist die Zierde eines Weibes“ in Frakturschrift dreißigmal aufzuschreiben, aber ich bin nicht über das erste „S“ hinausgekommen.

— — — — — —

Schließlich lief ich zu Meister Johannsen. Der würde mich doch nicht im Stiche lassen, meinte ich, der müßte fühlen, wie es in mir aussieht, denn wir sind doch zwei eng verbundene Musikantenseelen.

Aber nein! Er verbindet sich mit Papa. Ich soll aufs Land, soll mal, wenns möglich ist, ein halbes Jahr keine Taste anrühren, tüchtig im Hause umherschanzen und Wald- und Wiesenluft atmen.

„Johann Sebastian Bach und Mozart und Beethoven brächten mich sonst noch um“, sagt Johannsen, — aus dem Grabe heraus, aus „dem Reiche der Schatten.“ — —

Ohhh, so schlimm ists nicht!

Das bißchen schnelle Wachsen!

Na ja und ein bißchen viel geübt habe ich, und wie Meister Johannsen sagt, „zu große Augen bekommen,“—

Dafür werden aber andere Leute noch lange nicht in die Verbannung geschickt.

Uebrigens ist bei näherem Nachdenken meine Verbannung gar nicht so schlimm, zu Väterchens Bruder und Schwägerin soll ich, Onkel Waldemar und Tante Hedwig Schlieden nach Buchenwalde. Das Rittergut liegt in Schleswig-Holstein und soll riesengroß und einträglich sein, ein wunderschönes Herrenhaus haben und in den Ställen alles, was ein Menschenherz begehrt.

Aber gesund und stark werden kann ich doch nimmermehr ohne meinen Herzensvater.

— — — — — —

Buchenwalde im September.

Der Abschied ist vorbei, ich sitze im Oberstübchen des Herrenhauses Schlieden und sollte „von Gottes und Rechtswegen urfidel sein“, wie meine jüngste Cousine Carla sagt.

Ich aber sehe immerfort den Bahnsteig von Schwarzhausen vor mir, als ich mein zartes, kleines Muusch und meinen großen, lieben Vater zum Zuge brachte, der sie fort nach dem Süden trug. Ich weinte so fassungslos an Vaters Brust, daß er wohl gar nicht wußte, was er mit mir anfangen sollte — —

„Kerlchen! Aber mein Kerlchen!“ Das sagte er immer und immer wieder.

Dann gellte der Pfiff der Lokomotive, er zerriß mir mein Herz, und wie sich mein Zug in Bewegung setzte, schrie ich laut auf:

„Papa, ach Papa, bleib bei mir!“

Dorette und Johann führten mich zurück, es mag wohl manch Einer über unsern trübseligen Zug gelacht haben, denn Dorette hatte mich rechts und Johann links eingehakt, und beide redeten laut und vernehmlich auf mich ein.

Zu Hause war erst recht nichts mit mir anzufangen, ich warf mich auf den Teppich und tobte mich aus, oh, wie mein Herz weh tat! Wie lange ich so gelegen, weiß ich gar nicht, aber plötzlich ging die Tür auf, und ich sah durch einen Tränenschleier Meister Johannsen.

Das verblüffte mich denn doch so, daß ich aufsprang, er sollte ja seit Menschengedenken nicht aus seiner Wohnung gegangen sein.

Meister Johannsen sah mich durchdringend an und sagte dann mit seltsam zitternder Stimme:

„Wer Musik in sich hat und vertraut ihr nicht sein Herzeleid an, der ist nicht wert, daß ihn die Sonne bescheint.“

Damit schlug er einfach Mamas Flügel auf, setzte sich davor und — — — — ach, was soll ich sagen, wie er spielte, man kann es ja doch nicht beschreiben, man kann so etwas nur fühlen.

Ich wurde wirklich ruhig, ganz ruhig und dann küßte ich seine alte welke Hand, und wie er ging, ohne ein Wort weiter mit mir gesprochen zu haben, da trat ich ans Fenster und sah ihm nach, bis sein altmodischer Rock um die Ecke verschwunden war.

Dann spielte ich auf dem Flügel, bis ich das letzte Restchen Heimweh ganz und gar niedergekämpft hatte.

„Musik du Mächtige! Vor dir entschwindet
Der armen Sprache ausdrucksvollstes Wort,
Wozu auch sagen, was das Herz empfindet,
Tönt doch in dir die ganze Seele fort.“

— — — — — —

Und nun bin ich hier. Haus Buchenwalde ist wirklich ein prächtiges Gebäude, man könnte es gut „Schloß“ nennen, und Tante tut es auch, schon weil sie eine geborene „Freiin Moltke“ ist.

„Die Natur spielt wunderbar, sagte Onkel Schlieden gleich am ersten Tage zu mir: Moltke heißt sie, aber Reden hält sie — da is das Ende von weg!“

Und dann lachten alle schallend los.

Ueberhaupt so was von Lachen hier!

Ich glaube doch, daß man davon gesund werden kann. Onkel hat so ein tiefes, gemütliches, dröhnendes Lachen, Tante Hedwig meckert fröhlich wie ein Zickelchen, und die Cousinen „brüllen grad naus“, wie Carla sich poetisch ausdrückt. Carla ist die Jüngste, zwanzig Jahre alt, Paula ist zweiundzwanzig, und Henny, die Aelteste, vierundzwanzig.

Diese Namen stehen aber nur im Geburtsschein, im gewöhnlichen Leben nennen sie sich „Munke“, „Bümi“ und „Lüttewete“, wollten mir auch erklären weshalb, aber sie kamen vor schallendem Lachen nicht weiter, und so ists mir unverständlich geblieben. Es ist eine „schöne“ Familie, die Schliedens auf Buchenwalde. Der Onkel riesengroß mit stattlichem, langen Bart, den er sanft streichelt, wenn er vergnügt ist, und unheimlich durcheinander wühlt, wenn er sich ärgert. Die Tante ist beinahe ebenso groß und aristokratisch dünn, sie hat ein entzückend feines Gesicht, das von dunkelblondem Haar eingerahmt ist. Die Cousinen heißen die „Walküren“ in der Umgegend, sie sind alle groß und blond mit blauen Augen und der ech Schliedenschen „Grotsnuut“. Man könnte die drei beinahe verwechseln, so ähnlich sehen sie sich.

Die erste Begrüßung fiel schon sehr närrisch aus. Onkel und die drei Cousinen holten mich von der Station in einem netten Jagdwagen ab, Munke hatte kutschiert und kurz vor dem Bahnhof einmal umgeworfen, aber trotz ein paar Beulen und Hautschürfungen kamen alle strahlend und lachend auf mich zu.

„Ueber sowas machen wir keinen Sums“, berichtete „Lüttewete“, denn „Munke“ wirft uns stets um.“

Dann küßten sie mich alle rundum ab, was eine fürchterliche Angewohnheit von ihnen ist, Munke rief: „Morjen, Kamerad“ und legte die Hand an ihre kleine Kutschermütze, Bümi schrie: „Oha, oha, wat forn lüttger Katteiker!“

Henny trändelte mit mir herum und sagte: „Dich wolln wir rausfuttern“, Onkel hob mich hoch in die Höhe, als ob ich ein kleines Kind wäre, und äußerte sich bloß: „Huh“! Mit Tante war die Begrüßung schon umständlicher. Sie stand am Herrenhause und wirklich, sie redete und redete, ich hab sowas noch nie gehört.

Dann kam Onkel aber Onkel, gab ihr einen liebevollen Puff und rief: „Stopp!“ worauf sie schnell abbrach, alle tosend lachten, und Tante am fröhlichsten mitmeckerte.

Dann führten sie mich feierlich ins Oberstübchen, das mit frischem Grün und bunten Guirlanden reizend geschmückt war.

Dieses Oberstübchen bildete nun wieder die Quelle nicht endenwollenden Lachens.

„Oh, oh, oh, Kerlchen will ihr Oberstübchen aufräumen“, oder:

„Bei uns ists nicht richtig im Oberstübchen, Kerlchen haust drin“.

„Wir haben alle unsere Freier durch unser fideles Lachen verscheucht,“ erklärte mir Carla seelenheiter, und nun warten wir bis mal drei eben solch vergnügte Kerle kommen, wie wir sind.“

Ja, vergnügte Kerle sind sie!

Ihre Mutter nennen sie die Olsch, ihren Vater „das Jünschen.“

Mir steht manchmal der Mund offen vor Staunen, wie sie mit ihren Eltern umspringen.

Heute beim Kaffeetisch sagte Munke, die Aelteste, zu ihrer Mutter: „Oha, oha Olsch, wie sieht du ut, hest di all wedder en Placken upt Kleed makt, — k'is nich utohollen mit di, ik mutt di woll mal wedder 'ne Jack vull gewen“.

Da sprang Tante Hedwig schnell auf und fing an, auf Munke loszuprügeln, bis eine allgemeine große Keilerei entstand.

Zuerst blieb ich etwas abseits, aber als ich merkte, daß ich von Püffen nicht verschont blieb, keilte ich feste mit und wurde durch die Cousinchen ermuntert:

„Hau die Olsch, feste, feste! Rut mit de Olsch.“

„Runner mit dat Jüngschen!“

Es war ein Hallo! Und dann holten sie ihre arg zerzauste Mama wieder herein, glätteten sie und küßten sie zärtlich.

— — — — — —

Abends wird vorgelesen, gewöhnlich Reuter, den ich ja kenne, oder Klaus Groth, den ich noch nicht kannte.

Auch musiziert wird viel, das heißt, es werden Volkslieder gespielt und gesungen, wobei das altersschwache Spinett beinahe in Stücke geschlagen wird.

Besuch kommt immer eine Menge, aber dann ists lange nicht so lustig, als wenn wir allein sind. Sonntags gleich nach der Kirche essen der Pfarrer mit seiner Frau und der Lehrer, der zugleich Organist ist, mit bei uns, darauf freue ich mich schon immer die ganze Woche.

Der Pfarrer Jürgensen paßt so recht zu meinen Verwandten, er ist auch immer vergnügt und seine runde, kleine Frau ebenfalls.

Der Lehrer, Herr Helsa, dagegen ist ein ernster stiller Mensch, aber er sitzt gerade so voll Musik, wie Meister Johannsen und ich.

Ich merkte es bleich beim ersten Kirchgang, — so hab ich noch nie die Orgel spielen hören, es waren nicht nur die alten Präludien, die man sonntäglich immer wieder hört, — er phantasierte so aus dem Herzen heraus und dann wob er alte Volkslieder mit hinein, was aber niemand in der ganzen Versammlung merkte, nur der Herr Pfarrer drohte ihm nachher mit dem Finger und sagte gemütlich:

„Na, ist die heilige Cäcilie wieder mal mit Ihnen durchgegangen?“

Da wurde er glühend rot, und die ganze Gesellschaft lachte schalend.

Nach Tisch wird Sonntags immer musiziert, jeder gibt sein Bestes und — wie Onkel sagt:

„Ein Schelm gibt mehr als er hat.“

(Fortsetzung folgt.)

„Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast." Matth. 8, 13.

Welch einen Glauben hatte Jesus doch bei dem heidnischen Hauptmann gefunden! In Israel war ihm dergleichen nicht begegnet. Welche Demut lag in den Worten dieses äußerlich hochstehenden Mannes, als er in rechter Selbsterkenntnis sprach: „Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehest!" Welche Gewißheit und Zuversicht, in der er von dem ihm in seiner Stellung gebührenden Gehorsam einen raschen Schluß zieht auf Jesum, wenn er ihn bittet: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund," und somit ihn auf gleiche Stufe mit dem stellt, der „spricht, so geschieht's und gebeut, so steht's da!" Und dazu, welche Liebe, unerhört unter den gebildeten Heiden, die sich auch des Sklaven annimmt, und sich mit dem weiten Gang großer Mühe unterzieht, um ihm zu helfen! Alles dies sind Merkmale und Eigenschaften eines echten, lebendigen Glaubens, von dem Jesus selber sagt: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Er erlangt, um was er bittet, und die Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn befestigt und stärkt ihm den Glauben an ihn.

Ist es auch uns heute noch möglich, von Jesu auf unsere Bitte solche Antwort zu erlangen? Ist solcher Glaube an den Heiland, der heilt und hilft, tröstet und rettet, heute nicht überlebt und veraltet? Viele wollen uns das glauben machen und meinen, solcher Glaube sei nichts als Einbildung, und der Wunsch sei dabei der Vater des Gedankens, wie es im Faust mit den Worten ausgesprochen ist: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Aber was geschieht, ist keine Einbildung. Wer einmal selbst eine gewisse Erfahrung gemacht hat, läßt sich von niemand beweisen, daß er geträumt habe. Was man erlebt hat, macht gewiß. Wie mancher, den Aerzte aufgegeben hatten, ist auf gläubiges Gebet hin, genesen! Ebenso steht es mit inneren Erfahrungen des Trostes aus Gottes Wort, der Gewißheit der Vergebung der Sünde, die dem Aufrichtigen wird. Solche lebendigen Erfahrungen machen fest und schützen gegen den „Glauben", den man uns vonseiten moderner Apostel des Unglaubens so hoch anpreist. Wem die persönlichen Erfahrungen von Gottes Hilfe und Trost fehlen, der mag den freudigen Glauben des Christen nicht haben und verstehen; aber er sollte sich hüten, ihn deshalb zu leugnen. Er erinnert uns an den Blinden, der von der Farbe reden will oder die Sonne wegleugnen möchte, weil er sie nicht sehen kann.

Oft haben wir's vielleicht nicht gebührend beachtet, wenn der Herr geholfen hatte, oder was wir für Glauben hielten, war nur etwas äußerlich Gelerntes, ein äußeres Bekenntnis des Mundes, das wir von Zeit zu Zeit vorzeigten und gebrauchten wie einen Namensschild, bestand nur in äußerlicher Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinde und äußeren Umgang mit Christen. Da sollten wir den Fehler in uns suchen und nicht bei Gott und seiner Liebe, nicht an der Wahrheit seines Wortes und des Christentums zweifeln und sie gar leugnen. Glaube ist nicht ein bloßes Aushängeschild, ein Bekenntnis des Mundes oder etwas, das man einmal gelernt hat; Glaube ist Herzenssache, etwas das den ganzen Menschen erfaßt, ihn bildet, befriedigt und bewegt. Unser Fühlen, Denken, Reden und Handeln geht aus dem Glauben hervor und empfängt seine Richtung von ihm. Er hat dieselben Merkmale und Eigenschaften, die wir am Hauptmann zu Kapernaum beobachten: die Demut wahrer Selbsterkenntnis, die sich vor dem Herrn bußfertig beugt und sich keiner Gnade für wert achtet; die feste gewisse Zuversicht und das unbedingte Vertrauen in den Herrn und sein Erbarmen; die Liebe, die nicht das ihre sucht, als köstliche Frucht und schönster Schmuck des Glaubens, kraft deren er sich auch des Geringsten annimmt und ihm hilft.

Glauben ist ein ganz ander Ding als, was sich so oft dafür ausgibt. Der Heide in unserm Text beschämt viele Christen! Sein Glaube ist ein seltenes Kleinod. Jesus selbst hat sich darüber gewundert. Aber Heide oder Jude, hoch oder niedrig, einerlei welche Nationalität, welcher Stand, dem jemand angehört, der rechte Glaube findet Gnade und Hilfe. Christenglaube und Christentum sind nicht einem gewissen Volk oder Stande eigen, sie stehen über Stand und Nation, sie sind im besten Sinne allgemein und international, wie das Evangelium von Christo weder veraltet noch modern, sondern ewig ist: das Christentum ist darum die wahre und einzige Weltreligion, die sich für alle Menschen eignet, ob sie vom Morgen oder Abend kommen. Alle, die im Glauben an den Sünderheiland Jesum Christ, Gottes- und Menschensohn, Hilfe und Rettung für ihr Sünden beschwertes Herz suchen, empfangen die himmlischen Güter, deren sie so sehr bedürfen, nach denen das arme Menschenherz in seiner Gottentfremdung schmachtet. Uns kann so wenig die Zugehörigkeit zu einem gewissen Volk helfen, als damals den Juden, den „Kindern des Reichs," ebenso wenig die Tatsache, daß wir kirchlich der Väter Namen geerbt haben und uns wohl gar etwas darauf zugute tun. Ein bloßer ererbter Name ist wertlos, wenn der Glaube, der persönliche, lebendige Glaube an die Gnade Gottes in Christo, dem alleinigen Heiland, für den er steht, in unsern Herzen nicht Lebensgrund und -macht geworden ist. Ohne solchen Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen wegen der Sünde, die von ihm scheidet. Dem Glauben aber ist um Christi und seines Blutes willen die Sünde vergeben und Christi Gerechtigkeit zugerechnet. Dieser Glaube bestimmt vor Gott den Wert des Menschen. So wird der Herr, der das Herz ansieht, auch uns seinen Segen erfahren lassen und zu uns sprechen können: „Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast." S.

Jener Maler schrieb unter den Christus mit der Dornenkrone, den er gemalt hatte:

„Das tat ich für dich;
Was tust du für mich?"

„Das tat ich für dich." „Was denn liebster Heiland?" „Meine Herrlichkeit und Seligkeit im Himmel habe ich verlassen, mich in dein Fleisch und Blut gekleidet und aller Macht und Ehre mich entäußert, tiefer und tiefer bin ich hinabgestiegen im Gehorsam gegen des Vaters Rat und Willen bis in den bittern Tod am Kreuz. Dabei habe ich die Last deiner Sünde getragen, ihren Fluch auf mich genommen, des Vaters Zorn über deine Sünde und Schuld gefühlt, und ihre Strafe, Tod und Verdammnis, mit allem, was das in sich schließt, erlitten. Ich wollte dich frei machen von der Gewalt der Sünde und des Todes, von der Herrschaft des Teufels; ich wollte dich zurückführen und wiedervereinen mit deinem Gott und Schöpfer, daß du Vergebung von ihm erlangen und sein Kind und Erbe des ewigen Lebens sein möchtest. Alles, was dich drückt und quälte, alles was du mit deinen Sünden verdient, Gottes Fluch und Strafe, habe ich erlitten, auf daß du Frieden hättest und durch meine Wunden Heil und Seligkeit fändest. So habe ich mein Blut vergossen, damit es dich von Sünden rein mache, mein Leben in den Tod gegeben, damit du das Leben hättest, den alten bösen Feind bekämpft und bezwungen, daß du frei von seiner Gewalt mein seiest und Gottes Kind. Und siehe, ich habe den Kampf gewonnen, den großen Sieg errungen. Der Vorhang ist zerrissen, der Zugang zum Vater steht dir offen; Felsen zerissen u. Gräber öffenten sich, als ich den Tod erlitten hatte, als Wahrzeichen, daß auch dich der Tod nicht ewig festhalten soll; lebend bin ich selbst vom Tode erstanden, weil ich ihn überwunden habe, weil mein Opfer genügte, weil ich dich mit Gott versöhnt habe und Gottes Zorn über deine Sünde getilgt ist, und meine durchgrabenen Hände und Füße und die geöffnete Seite bezeugen es fort und fort, der Siegesfürst hat deine Sünde getragen, dich mit Gott versöhnt, will auch dich ewig, ja ewig selig machen; auch du sollst nicht verloren gehen, sondern im Glauben an mich selig werden. Das tat ich für dich!"

„Was tust du für mich?" Lieber Leser! Wir zählen da vielleicht gern allerlei auf, was wir alles für Jesum getan haben und noch tun. Wenn wir ihn aber einmal reden ließen, wenn er uns freundlich ernst bis in die Seele blickt, wie viel von unserm Tun würde wohl schwinden, und wie arm, bloß und jämmerlich ständen wir da! Wir wollen lieber eine ernste Selbstprüfung anstellen und uns vor ihm beugen und flehen: „Herr, gib uns Kraft, dir treulich und ernstlich zu dienen und Lust und Freudigkeit, in deinem Dienst nicht müde zu werden! Wie steht's mit unserm Bekenntnis zu ihm? Bekennen wir uns angesichts seiner Feinde so offen und frei zu ihm wie Nikodemus, der sich des toten Jesus nicht schämte, sondern jetzt offen zeigte, wem er angehörte?

Wie oft haben wir schon gesungen: „Jesu, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich!" Ehren wir ihn so, dienen ihm, tragen ihn im Herzen, wie Joseph, der ihn in sein eigen Grab legte? Wer ihn im Herzen trägt, dessen Tun und Handeln, Gedanken und Wandel stehen unter seiner Leitung und er tut seinen Willen, stellt sich nicht der Welt gleich, ihr zu folgen, sondern folgt ihm auch in Not und Tod. Jesu, dir ergeb' ich mich, dein zu bleiben ewiglich!"

Wie steht's mit unserem Opfern? Wie willig hat er alles dahin gegeben, Not und Tod erlitten, daß wir alles hätten! Was sieht er bei uns? Selbst jetzt in den ernsten Zeiten noch so vielfach dieselbe Eitelkeit und Genußsucht, dieselbe Hoffart und Weltliebe. Und weil man nicht so leicht und viel von den Dingen dieser Welt, von ihrem Götzen möchte ich sagen, haben kann, murrt man wohl gar gegen Gott und Menschen, statt sich vor dem zu beugen, der das Vertrauen der Menschen in den Mammon brechen möchte und uns gezeigt hat, wie schnell und leicht er der Menschen Pläne zunichte machen und verwirren und ihre Götzen hilf- und machtlos hinstellen kann. Wer von uns hätte in den guten Zeiten sich und das Viele, das Gott ihm beschert hatte, so ganz in seinen Dienst gestellt? Wer von uns hat damals wirklich ihm einmal ein Opfer gebracht. Wir haben ihm von dem Ueberfluß, in dem wir schwelgten ein paar Dollar, wenn's hoch kam, wiedergegeben. Ist es nicht so, lieber Leser?

Was können wir da auf seine Frage: „Was tust du für mich?" antworten. Wir stehen beschämt da vor dem, der alles für uns gab. In jetzigen Zeiten wird es schwerer, etwas für sein Reich zu geben. Werden es jetzt wahre Opfer werden? Opfer, die durch Hingabe und Liebe zu ihm geheiligt von dem Wenigen, das wir haben, gern und freudig dargebracht werden und, wenn in rechter Demut gegeben, dem Scherflein der Witwe ähnlich sind?

„Was tust du für mich?" Die Kirche und ihre Arbeit leidet Not. Die Not ist so groß, daß nicht einmal unser Missionaren ihr geringes Gehalt pünktlich ausbezahlt werden kann. Die Arbeit der Kirche ist Jesu Werk. Ist's nicht als ob er uns im Hinblick darauf tief betrübt ins Auge schaute und fragte: „Was tust du für mich?" Hören wir nicht den leisen Vorwurf und die tiefe Trauer über unsere Undankbarkeit aus den Worten?

S.

Dein bin ich.

Ich nehme, was du mir bestimmst,
Ich lasse fahren, was du nimmst;
Wohin du führst, will ich auch ziehen,
Was du verbietest, will ich fliehen.
Mach's, wie du willst, ich bin's zufrieden,
Nur daß wir bleiben ungeschieden.
Ich will nicht, was mein Wille will,
Nur deinen Willen fromm und still
Mir stets zur Richtschnur auserſehen,
Niemals auf eig'nen Wegen gehen;
Ich will, geführt von deinen Händen,
Beginnen, fortgehn und vollenden.
Ich wär ein Tor, wenn ich auf mich
Vertrauen wollte, nicht auf dich.
Ich hab' mich hundertfach belogen,
Verführt, verraten und betrogen;
Ich hab' auf selbsterwählten Wegen
Noch nie gefunden Heil und Segen.
Doch du, Herr, hast mich wohlbedacht,
Hast alles recht und gut gemacht.
Wie oft bist du mir ungebeten
In den verkehrten Weg getreten!
Hätt'st du dich mein nicht angenommen,
Ich wäre nie zu dir gekommen.

Ph. Spitta.

Ohne Wissen einen Engel beherbergt.

Infolge der Uniformitätsakte, die im Jahre 1662 die Prediger in England nötigen wollte, sich der bischöflichen Liturgie der englischen Nationalkirche unbedingt zu unterwerfen, legten bei 2000 englische Geistliche ihr Amt nieder und hielten nun hier und da Privatgottesdienste, die aber von der Obrigkeit streng verboten wurden. Der feurige Prediger und Puritaner Richard Baxter hatte irgendwo auf dem Lande einen solchen Gottesdienst zu einer sehr frühen Morgenstunde ansagen lassen. Um nun nicht zu spät anzukommen, beschloß er, schon am Abend vorher hinzureiten. Die Nacht war finster, er verirrte sich, und endlich klopfte er an einem ansehnlichen Hause an, um sich zurechtweisen zu lassen. Ein Bedienter meldete den Fremden bei seinem Herrn an; diesem schien es unpassend, daß ein Mann von so achtbarem Aussehen so spät noch herumirren sollte, und lud ihn deshalb ein, bei ihm über Nacht zu bleiben. Baxter nahm die Einladung gern an und wurde sehr gastfreundlich aufgenommen.

Seine Unterhaltung flößte seinem Wirt eine immer höhere Meinung von seinem Verstande und seiner Gelehrsamkeit ein. Derselbe wurde um so begieriger zu wissen, wes Standes und Berufes sein Gast sein möchte, und nach Tisch sagte er zu ihm:

„Weil die meisten Leute eine Anstellung oder einen Beruf haben, so werden Sie wohl auch irgend ein Geschäft betreiben." Lächelnd antwortete Baxter: „Ja, mein Herr, ich bin ein Menschenfänger."

„Ein Menschenfänger sind Sie?" sagte der Gutsbesitzer, „da kommen Sie mir gerade recht; Sie sind der Mann, den ich brauche. Ich bin der Friedensrichter dieses Distrikts und habe von der Regierung soeben den Auftrag erhalten, mich der Person eines gewissen Dick Baxter zu versichern, den man morgen früh in der Nachbarschaft erwartet, um einen Konventikel abzuhalten. So kommen Sie denn morgen mit mir, und wir werden unzweifelhaft den Kerl leicht abfassen können."

Richard Baxter willigte ein, ihn zu begleiten, und der Friedensrichter ritt am folgenden Tag mit ihm zu der verabredeten Stelle. Als sie dort angelangt waren, zeigte sich wirklich eine beträchtliche Anzahl von Personen in der Nähe des Hauses; sobald diese aber den Gerichtsmann erblickten, war ihnen die Sache verdächtig, und sie wagten es nicht, in das Haus hineinzugehen. Der Richter aber sagte zu seinem Gefährten: „Ich vermute, Baxter wird von meinem Auftrag Wind bekommen haben und sich nicht blicken lassen. Ich schlage daher vor, einen Umweg zu machen, damit die Leute sicher werden und sich unterdessen versammeln." So taten sie; als sie nun aber zurückkamen, zauderte das Volk noch immer, in das Haus zu treten. Der Friedensrichter nahm an, daß die Sache gefehlt habe; weil er aber wußte, daß diese Leute sehr gegen die Regierung eingenommen seien, sagte er zu Baxter:

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie diesem Volke eine Ansprache hielten, um sie zu Loyalität und zu einem guten Betragen aufzufordern." Baxter erwiderte:

„Da diese Leute sich versammelt haben, um einen Gottesdienst zu halten, möchte ihnen mit einer politischen Rede nicht sehr gedient sein; wenn aber Sie, Herr Friedensrichter mit Gebet anfangen wollen, so werde ich sehen, was dann weiter zu sagen sein mag."

„O", antwortete der Richter, „ich habe kein Gebetbuch bei mir, sonst würde ich gern in diesen Vorschlag eingehen; ich bin aber überzeugt, daß mein verehrter Gefährte ebensowohl imstande ist, mit den Leuten zu beten, als mit ihnen zu reden, ich bitte Sie denn, beides nach Belieben zu tun."

Was konnte Baxter erwünschter sein! Sie gingen ins Haus, das Volk zog ihnen nach. Baxter betete mit großer Inbrunst, so daß der Richter, der neben ihm stand, bald in Tränen ausbrach. Und nun predigte der gewaltige Mann mit seinem gewöhnlichen Glaubensmut und Feuer, und als er fertig war, wandte er sich zum Friedensrichter und sagte: „Mein Herr, ich selbst bin Dick Baxter, den Sie aufzugreifen beauftragt sind. Ich stelle mich nun zu Ihrer Verfügung."

Der Richter hatte während dieses Gottesdienstes einen tiefen Eindruck von der göttlichen Wahrheit empfangen; er sah die Dinge nun von einem ganz andern Standpunkte an. Er wurde der Freund und Fürsprecher der Verfolgten und zugleich ein wahrer Christ.

Licht und Leben.

Der Segen des Auswendiglernens.

In meiner Gemeinde, erzählt ein Pastor, war ein frommes, altes, bereits 80-jähriges Mütterchen. Sie war trotz ihrer Armut und langer schwerer Krankheit voll Gottesfrieden. Eines Tages sollte ich ein ungerufner Zeuge sein, wie die alte Mutter ihre Zeit betend verbrachte, und was sie in ihrem Leiden aufrecht erhielt. Schon vor der Tür hörte ich aus der Hütte lautes Sprechen. Da die alte Frau schwerhörig war, konnte ich unbemerkt die Tür, die von innen mit einem gegengestemten Besen verschlossen war, öffnen. Das laute Sprechen wurde nur durch kleine Pausen unterbrochen. Ich blieb auf der dunklen Diele an der Stubentür stehen und hörte einen schönen Liedervers und Spruch nach dem andern hersagen. Ich stand lange. Die Hütte ward mir zur Kirche. Als eine längere Pause eintrat, öffnete ich die Tür. Die alte Mutter lag allein auf ihrem Lumpenlager; ihre Tochter war in den Busch gegangen, Reisig zu holen. Als ich die liebe, fromme Dulderin begrüßt hatte, fragte ich: „Moder, woher kennt je noch all de Leder un Bibelsprüche, de ji eeben hersegg hewt?" „De hett uns de olle Köster lehrt, de wör so dull uppt Lehren," erwiderte sie. Diese Antwort habe ich seitdem nicht vergessen. Dieser alte, treue Lehrer war schon lange eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes, aber seine Arbeit warf noch weit über sein Grab hinaus ihr segnendes Licht. Indem er das Gedächtnis des Kindes mit den Sprüchen und Liederversen füllte, sorgte er dafür, daß sie die Qual ihres Alters und ihrer Armut mit freudiger Ergebung trug. Da zeigt sich wieder, daß das genaue Auswendiglernen und Einüben des Buchstabens keine geisttötende Uebung ist, sondern lebenslang tröstend zu wirken vermag.

Mehr Liebebriefe!

Liebesbriefe — was ist ein Liebesbrief? Nicht wahr, ein Brief auf rosa Papier, hinten zugeklebt mit einem roten Herzen oder sonst etwas Schönem, beginnend mit „Herzallerliebster Schatz!" oder ähnlichen Anreden, deren große Fülle aufzuzählen nur einem Mann mit recht viel Zeit möglich ist; dann folgen seitenweise Zärtlichkeiten und schöne Gedanken über die Liebe, am Ende stehen noch sehr viele Küsse hineingeschrieben, ein gepreßtes Veilchen oder ein Rosenblatt darf nicht fehlen, und zur Post getragen wird's eigenhändig — das ist ein Liebesbrief. Wer aber über die nötige Wortfülle nicht verfügt, um Zärtlichkeiten zu sagen, der gehe in die Stadt und kaufe einen Liebesbriefsteller, da wird er finden, was er schreiben kann, genug und übergenug — bis zur Hochzeit.

O über unsere armselige, verdorrte Zeit, die diesen Namen erfand und ihn diesem Ding gab: Ich bitte dich, guter Freund oder gute Freundin, wenn dein Bruder in Sorgen ist und du schreibst ihm einen Brief dazu, oder wenn dein Vetter einen lieben Menschen verloren hat und du drückst ihm dein Beileid aus — ist das kein Liebesbrief? Und wenn du Kind deinem Onkel demnächst zum Geburtstag gratulieren willst, soll das etwa kein Liebesbrief werden? Willst du das Liebesbriefschreiben nur deiner großen Schwester überlassen, die seit einem Monat verlobt ist?

Oder — nun einmal Hand aufs Herz! — warum schreiben wir unsere Briefe? Etwa weil's die anderen so machen? Weil's so Mode ist? Weil man muß? O ja, was wird denn der Bruder denken, wenn ich mit keinem Wort auf seine Sorge eingehe, wie wird mich der Vetter ansehen, wenn auf seinen schwarzumränderten Brief an mich gar keine Antwort zurückkommt, was soll denn der Oheim sagen, wenn sein Geburtstag vorbeigeht, ohne daß ich ein Sterbenswörtchen von mir habe hören lassen? Also, warum schreiben wir unsere Briefe? Weil wir ohne sie bei dem anderen auf einmal ein Minus hätten in dem Konto guter Meinung, das wir bei ihm stehen haben? Weil's eine Leistung ist, auf die eine Gegenleistung folgen muß? Eine Ware, die bezahlt werden will, und wenn's auch nicht gleich mit einer Bonbontüte ist? Dann verzeih mir, lieber Freund und liebe Freundin — dann ist dein Brief ein Geschäftsbrief, und du hast allerdings ein Recht, nur solche Briefe Liebesbriefe zu nennen, die deine eben erwachsene

Tochter an ihren etwas älteren Verlobten schreibt und umgekehrt.

Also darum hätte unsere Zeit nur diese eine Sorte Briefe Liebesbriefe genannt, weil sie sonst nur Geschäftsbriefe kennt?

Ich meine, der schreibt einen Liebesbrief, der für den anderen denkt, und der einen Geschäftsbrief, der für sich selbst denkt. Wie viele Liebesbriefe schreibst du im Jahr, lieber Freund und liebe Freundin, und wie viele Geschäftsbriefe? Rechne einmal nach! Was für ein Verhältnis wird herauskommen, eins zu zehn oder eins zu hundert?

Also bitte: mehr Liebesbriefe! O. K.

Wirksames Rezept.

Saß ich da jüngst in B. am Wirtshaustisch beim Mittagessen und hörte der Unterhaltung einiger fremder Bauern zu, die drüben am Tisch gegenüber zu einem Mittagsmahl Platz genommen hatten. Von was sie sprachen, errät jeder Leser leicht: von was anderem, als von den schlimmen Zeiten, Leuten und Steuern? Besonders letztere seien arg schlimm und könnten bald nicht mehr schlimmer sein. „Ja, aber am wenigsten für sein Geld hat man doch von der Kirchensteuer", setzte da ein „Aufgeklärter" unter der ehrbaren Tischgesellschaft hinzu. Vielleicht, daß es auf den Pfarrverweser da drüben in seiner Ecke gemünzt war: er sollte wohl auf diese Weise zum Reden gebracht werden. Und hätte vielleicht auch geredet, wenn nicht ein kluger Beisasse dem Unzufriedenen die treffliche Antwort gegeben hätte: „Dö bischt airscht selber schuld; gang du en dei Kirch, nö höscht äbbes von deim Geld!" — Der Pfarrverweser nahm seinen Hut und dachte: ein besseres Rezept als diese bäuerliche Spruchweisheit wüßte ich auch nicht.

— Spieth im Stuttg. Gemeindeblatt.

Der morsche Kahn.

Gerhard Tersteegen ließ sich einst von einem Separatisten in einem alten gebrechlichen Kahn über die Ruhr setzen. Der Fährmann ließ seinen ganzen Unmut gegen die Kirche aus. Tersteegen schwieg, stieß aber plötzlich mit dem Fuß heftig gegen die eine Seitenwand des Kahns. „Laßt das sein", rief jener, „der Kahn ist ohnedies morsch." „Guter Freund," antwortete Tersteegen lächelnd, „die Kirche ist auch ein morscher Kahn, vielleicht ist sie dennoch unzähligen dienlich, ans andere Ufer zu kommen."

(Für Herz und Haus.)

Die Zeit ist wieder vorüber, in der die Kirche sich um das Kreuz ihres Herrn und Heilandes sammelte. Schon sehr früh wurde diese Zeit in der christlichen Kirche heilig gehalten und durch besondere Gottesdienste gefeiert, in denen man des Leidens und Sterbens Jesu Christi gedachte. In der römischen und griechischen Kirche wird diese Zeit durch besonderes, längeres Fasten beobachtet, woher der Name „Fastenzeit" stammt. Die prot. Kirche redet lieber von der „Passionszeit" und empfiehlt allen Gemeinden besondere Passionsgottesdienste zu halten, um so durch Betrachtung des Leidens und Sterbens unsers Herrn Jesu Christi den Glauben zu stärken und christliches Leben zu fördern. Enthaltsamkeit und Fasten, die kirchlichen Anordnungen gemäß beobachtet werden, können keinerlei geistlichen Wirkungen schenken oder erzielen. Sie ändern u. bessern den Menschen nicht, erweben ihm auch keinerlei Verdienst. Gottes Reich ist nicht Essen und Trinken (Röm. 14, 17); ja, 1. Tim. 4, 1—3 wird „Teufelslehre" genannt, wenn jemand verbietet „zu meiden Speisen, die Gott geschaffen hat" und „ehelich zu werden." Gottes Wort fordert nur, daß wir in allem mäßig sind (1. Petri 4, 8), damit der Trieb, in dem der alte Adam mit seinen Lüsten und Begierden wohnt, nicht geil werde (Röm. 13, 14). Deshalb nennt man das Fasten eine feine, äußerliche Zucht. Fasten kann gut und nützlich zur Zähmung und Zucht des Leibes sein, hat aber keinerlei Verdienst vor Gott oder gar heiligende Kraft u. darf niemand vorgeschrieben und zum Gewissen gemacht werden (Kol. 2, 16). Dadurch werden Gewissen nur beschwert, und wir müssen auch dem gegenüber in der Freiheit bestehen, damit uns Christus befreit hat (Gal. 5, 1). Während die Passionszeit und besonders die stille Woche es mit sich bringt, daß das schwere Leiden und Sterben Jesu unser Herz mit Trauer erfüllt und dies wohl dahin führt, daß ein Christ in solcher Zeit sich selbst mehr als sonst versagt und noch weniger als sonst in der Stimmung sein kann, an dem Treiben der Welt Gefallen zu finden, und unnötiges Lärmen und schale Genüsse lieber meidet, so kann doch niemand dem Einzelnen vorschreiben, was er tun oder nicht tun soll. Das Einzige, was gefordert werden kann, ist daß man niemand ein Aergernis gibt und sich hütet, daß er in dieser Zeit, die sein Seelenleben in Gott fördern sollte, sich nicht das Gewissen beschwert und ihren Segen verliert.

Um die Passionszeit recht segensreich zu machen, wird in diesen Gottesdiensten Christi Leiden und Sterben betrachtet. Was könnte uns tiefer in die Erkenntnis der Schrecken und Folgen menschlicher Sünde führen, deren Sühne die Dahingabe des einigen Gottessohnes nötig machte. Welch eine Zeit der Buße sollte diese Zeit uns darum sein; welch eine Zeit des völligen Loskommens von der Herrschaft des alten Adams in uns, von der Knechtschaft der Sünde durch die Kraft des Blutes, das auf Golgatha für uns geflossen ist! Möchten die Passionsgottesdienste in allen Gemeinden besonders gut besucht werden! Möge Gott alle seine Diener mit seinem Geist salben, daß ihre Predigten viel Segen stiften! S.

Unter Christi Kreuz.

Eines wünsch' ich mir vor allem andern,
Eine Speise früh und spät;
Selig läßt's im Tränental sich wandern,
Wenn dies Eine mit uns geht:
Unverrückt auf einen Mann zu schauen,
Der mit blut'gem Schweiß und Todesgrauen
Auf sein Antlitz niedersank
Und den Kelch des Vaters trank.

Ewig soll er mir vor Augen stehen
Wie er als ein stilles Lamm
Dort so blutig und so bleich zu sehen
Hängend an des Kreuzes Stamm;
Wie er dürstend rang um meine Seele,
Daß sie ihm zu seinem Lohn nicht fehle,
Und dann auch an mich gedacht,
Als er rief: „Es ist vollbracht.!"

Ja, mein Jesu, laß mich nicht vergessen,
Meine Schuld und deine Huld,
Als ich in der Finsternis gesessen,
Trugest du mit mir Geduld,
Hattest längst nach deinem Schaf getrachtet,
Eh' es auf des Hirten Ruf geachtet,
Und mit teurem Lösegeld
Mich erkauft von dieser Welt.

Ich bin dein, sprich du darauf dein Amen.
Treuer Jesu, du bist mein.
Drücke deinen süßen Jesusnamen
Brennend mir ins Herz hinein!
Mit dir alles tun und alles lassen,
In dir leben und in dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund
Unser Wandel, unser Bund.

Albert Knapp.

Ein barmherziger Samariter.

Es war Vorwinter, als mein Großvater als Bäckergeselle seine lange Fußwanderung durch die Lüneburger Heide antrat; aber bereits setzte ein starkes Schneetreiben ein, und ein eisiger Ostwind fegte über die baumlose Landstraße hin. Ganz ermattet sank er endlich zu Boden, fiel bald in einen bleiernen Schlaf, und mitleidsvoll deckte ihn der Schnee zu. Derweil verhandelte in einem unfern gelegenen Wirtshaus ein reisender Geschäftsherr mit seinem alten Kutscher und nötigte ihn, trotz dessen Bedenken wegen des schauderhaften Unwetters, ungesäumt die Fahrt nach Hamburg fortzusetzen. Mit einmal standen die Pferde still, bäumten sich und waren um keinen Preis weiterzubringen, obwohl dem Auge kein besonderes Hindernis sich zeigte. Endlich stieg der Kutscher vom Bock, und als er nachforschte, entdeckte er unter einer leichten Schneewehe einen ganz erstarrten Menschen; offenbar war es nach Stock und Felleisen zu schließen ein Handwerksbursche. „Dem ist nicht mehr zu helfen," sagte er kalten Herzens zu seinem Herrn. Doch dieser entgegnete ihm: „Nein, den müssen wir mitnehmen — und sein Herz schlägt ja noch," fügte er bei eigenem Nachsehen hinzu. „Aber wer weiß, was das für ein Kerl ist," meinte der Fuhrmann. „Fritz, hast du noch nie etwas von dem „barmherzigen Samariter" gehört?" gab ihm sein Herr zu bedenken, und schon hatte er den Halbtoten gefaßt, um ihn in den Wagen zu heben. So brachte man ihn gestreckten Laufes nach Hamburg und lieferte ihn in einer Herberge ab, wo er bald in ein wildes Fieber verfiel. Sofort ließ der Kaufmann einen Arzt holen und gab dem Wirt eine ansehnliche Summe Geldes, damit er treulich für den Kranken sorge. Als dieser sich erkundigte, mit wem er es eigentlich zu tun habe, erhielt er den Bescheid, danach dürfe er nie fragen. Aber alle paar Tage erschien der fremde Herr, ließ sich Bericht erstatten, und als der Geselle endlich geheilt entlassen werden konnte, bezahlte er alle entstandenen Unkosten. Seinen Namen hat man bis heute noch nicht erfahren können.

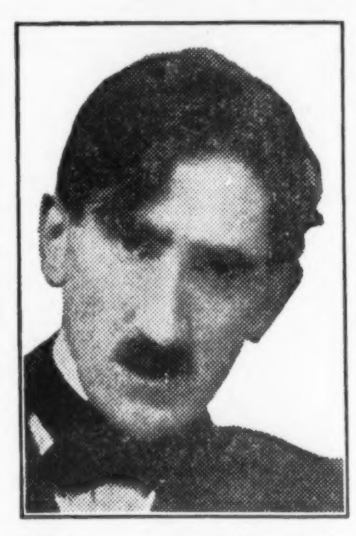
— Aus D. W. Walthers Lebenserinnerungen.

Vergeben — vergessen!

Ein schwedischer Graf besitzt ein merkwürdiges Stammbuch, in welches drei Staatsmänner ihre Lebensweisheit eingetragen haben. Der 80-jährige französische Minister Guizot schreibt: „In meinem langen Leben habe ich zwei weise Lehren gelernt: die eine ist, vieles zu vergeben, die andere, nichts zu vergessen." — Unter diese Worte schrieb ein anderer alter französischer Staatsmann, Thiers: „Ich habe gefunden, daß ein wenig Vergessen der Aufrichtigkeit der Vergebung nicht schadet." — Nun war auf dem Blatte noch Platz, und dahin schrieb der deutsche Staatsmann Bismark seinen Spruch. Er hatte auch seine eigenen Gedanken über Vergeben und Vergessen, denn unter die Sprüche der beiden Franzosen schrieb er: „In meinem Leben habe ich gelernt, viel zu vergessen und mir viel vergeben zu lassen."

Als der russische General Fürst Gallizin die Festung Schlüsselburg erobert hatte, wünschte der Kaiser Peter der Große, ihn auch kaiserlich dafür zu belohnen. „Fordern Sie, was Sie wollen," sagte er zu ihm, „nur Moskau und meine Katharina ausgenommen, und es soll Ihnen werden." Gallizin verneigte sich ehrerbietig und bat um die Begnadigung seines alten Feindes und Widersachers, des Fürsten Repnin, den der Kaiser in seinem Zorn vom Marschall bis zum gemeinen Soldaten degradiert hatte. Tiefgerührt entsprach der Kaiser der Bitte seines Generals.

CANADIAN AUTHOR MAKES BIG HIT



The literary hit of the year has been made by Frederick Niven, an author residing near Nelson, B.C. whose novel entitled "Mrs. Barry" is described by Compton Mackenzie in the Daily Mail as a profoundly moving book, and is hailed as a classic worthy to stand beside Sir James Barrie's "Margaret Ogilvy".

Although Frederick Niven has a long list of books to his credit, and has always enjoyed a following among the critics, this is his first appearance among the "best sellers". He worked his way through Canada early this century, and at one time handled baggage and freight for the C. P. R. at Nelson, B.C. He eventually took up a small holding on Kootenay Lake twenty years ago, where he has secured excellent local colour for his western stories.

"Mrs. Barry" is a novel of life in Glasgow, where at one time Frederick Niven edited a newspaper.

Neueste Nachrichten

— **Präsident Roosevelt und Premier** MacDonald von England haben die Verhandlungen über die schwebenden Fragen der Weltlage begonnen, und die ersten Nachrichten darüber sind vielversprechend.

— **Des Chicago Millionär Factors** Sohn wurde entführt, und es wurden $50,000 Lösegeld verlangt. Doch wurde der Student nach etlichen Tagen befreit, und es wird behauptet, ohne einen Cent gezahlt zu haben.

— **Die Zuckerfabrik soll in Winnipegs** Nähe gebaut werden, wenn die Regierung darauf eingeht, daß 50 Prozent der Steuern zurückerstattet werden.

— **In Winnipeg tagt gegenwärtig** die Lehrerkonferenz, an der 1200 Lehrer Teil nehmen.

— **Die Soviets haben einen scharfen** Protest in Tokio, Japan erhoben gegen Japans Handlung in der Eisenbahnfrage in der Mandschurei.

—**Das Sovietgericht in Moskau** gegen 6 Engländer und 11 Russen ist zum Abschluß gekommen mit der Verurteilung eines Engländers auf 3 Jahre, des zweiten auf 2 Jahre und der Ausweisung dreier, die innerhalb von 3 Tagen Rußland verlassen müssen und dem Freispruch des sechsten englischen Ingenieurs. Von den 11 russischen Angeklagten wurden 3 auf 10 Jahre Gefängnishaft, einer auf 8 Jahre, und die anderen auf weniger verurteilt. Den ersten 4 Russen wird auch alles Vermögen konfisziert. Die russischen Ingenieure der verschiedenen Kraftstatione Rußlands werden so viel strenger bestraft, weil sie Regierungsbeamte seien, die Engländer dagegen Angestellte einer privaten Gesellschaft. Bei den Verhandlungen kam heraus, daß die Soviets an die englische Gesellschaft Metropolitan-Vikers, deren Angestellte prozessiert wurden, noch 15 Millionen Rubel schuldet. Jetzt wurden die Beamten derselben Gesellschaft beschuldigt, sie hätten absichtlich die von ihnen eingerichteten Elektrizitätswerke beschädigt, hätten dabei Spionage getrieben und russische Beamte bekauft. Die Engländer haben alle ihre Schuld kategorisch verneint, dabei der Welt ein Bild entworfen, wie Rußland seine Gerichtsverhandlungen betreibt. Das Urteil ist endgültig. Inzwischen hat England die erste große Exportsendung Rußlands zurückgewiesen, worauf der russische Gesandte nach Moskau zum Report berufen ist. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß die beiden verurteilten Engländer deportiert werden, wofür die englische Regierung die eingetroffene Warenladung annehmen wird. Die Klage hatte ihren Grund auf der Aussage des russischen Schreibfräuleins eines der Engländer, was aber von allen Engländern als Lüge bezeichnet wurde. Die Russen bekannten sich alle schuldig, wohl das Einzige, was sie tun durften.

—**Die U. S. A. sind vom Goldstandard** abgetreten, worauf der Dollar sofort auf 11 Prozent fiel, die Preise aber in den Vereinigten Staaten stiegen. Auch auf allen Börsen Canadas stiegen alle Preise. Es kann eine große Hilfe für Nord-Amerika bedeuten, wird aber gleichzeitig die leitenden Politiker der Welt, die jetzt in Washington zur Welt-Wirtschaftskonferenz eintreffen, zwingen endlich mal die Geldkurse in d. eigenen Ländern zur Stabilität zu bringen. — Deutschland wird durch seinen neuen Gesandten, den früheren Kanzler und Reichsbankpräsidenten Dr. Hans Luther vertreten.

— **Winnipegs Schulen schließen** am 15. Juni auf 3 Monate, den Lehrern werden aber doch noch weitere 20 Prozent vom Gehalt abgeschnitten.

— **Paris. Das französische Kabinett** billigte den neuen „französischen Plan" als Gegenvorschlag für den von Premier Mussolini vorgeschlagenen Viemächtepakt. Der französische Plan wird zusammen mit einer ausführlichen Begründung an die interessierten Mächte geschickt werden. Der französische Plan ist ein Vetragsentwurf, der die verschiedenen Einwände berücksichtigt, die Paris gegen den Mussolini-Plan erhob, und der die ganze Viermächte-Verbindung vollständig in den Rahmen des Völkerbundes einfügt. Der Mussolini-Plan sah unter anderem vor: das Prinzip der Revision der Nachkriegsverträge, Rüstungsgleichberechtigung für Deutschland und Zusammenwirken der vier Mächte Großbritanien, Deutschland, Frankreich und Italien in allen Fragen der Grenzänderungen. Frankreich und seine Vasalen, Polen, Rumänien, Südslavien u. die Tschechei protestierten sofort gegen jede Aktion, die außerhalb des Völkerbundes unternommen werden könnte, in welchem d. kleineren Mächte vertreten sind. Mussolini bezeichnete seinen Plan als eine notwendige Vorbereitung für eine Abrüstung in Europa.

— **Akron, Ohio. Das 200 Fuß** lange, nichtstarre Luftschiff TC-13 der Armee, das hier von der Goodyear Zeppelin Corporation gebaut wurde, ist in die Lüfte gestiegen, um den ersten Probeflug zu machen. Die TC-13 wiegt etwa 11 Tonnen, hat aber keine Aluminiumreifen. Die Spannung der Ballonhülle wird vielmehr durch den Druck des Heliumgases erzielt. Es ist dies das erste Luftschiff der Armee, das mit einer Küche und einem Schlafraum ausgestattet ist.

— **Norman H. Davis, der amerikanische** Sonderbotschafter, ist wieder nach Paris gereist, nachdem er vorher zu verstehen gegeben hatte, daß er als Ergebnis seines Berliner Aufenthaltes sehr zuversichtlich sei. Es wurde in seiner Umgebung gesagt, daß Davis das neue Regime in Deutschland bereit und willens fand, alle Probleme, mit welchen er sich befaßt, zu diskutieren. Davis kam nach Berlin nach Besprechungen mit britischen und französischen Staatsmännern über Abrüstungsfragen und vorbereitende Pläne für die Weltwirtschaftskonferenz.

Vier Jahre in russischen Ketten
Eigene Erlebnisse.
Von **Helene Hörschelmann.**

In atemloser Spannung verfolgen wir den Weg der Verfasserin durch Moskaus Spitäler und Amtsstuben, ins Gefängnis und auf der Flucht zu den deutschen Stellungen. Durch all diese abenteuerlichen Schilderungen aber leuchtet immer die erhebende und begeisternde, alles hintansetzende Liebe der Verfasserin zu den deutschen Brüdern und der alten Heimat. Die stillen Leiden der armen deutschen Kriegsgefangenen, wie die aufopfernde Liebe der baltischen Helferinnen ergreifen jedes Herz in gleicher Weise. Gut gebunden, Preis nur $1.75. Wer dieses Buch bestellt, bekommt zugleich ein sehr interessantes Buch, geschrieben von Pr. A. Kröker, **Bilder aus Sowjetrußland** mit vielen Bildern, 184 Seiten, Preis 60c. Wir geben allen Gelegenheit, diese historischen Bücher zu erwerben, anstatt $2.35 nur **einen Dollar**, portofrei. Dieses günstige Angebot gilt nur für einen Monat.

Deutsche Buchhandlung
660 Main Str., Winnipeg, Man., oder 8916 Jasper Ave., Edmonton.

Bekanntmachung.

Am Dienstag, den 2. Mai, abends um halb 8 wird im Basement der Deutschen Baptisten-Kirche, Ecke McDermot Ave. und Tecumseh Str., Winnipeg, das inhaltsreiche Spiel zur Aufführung gebracht: „Wenn du noch eine Mutter hast", besonders zur Ehre unserer Mütter, aber auch zu einer ernsten Mahnung unserer Jugend. Das Programm wird auch vervollständigt werden durch das Mitwirken unseres Orchesters unter Leitung von Herrn Ben Horch. — Es wird besonders darauf hingewiesen, daß sich alle Freunde und Besucher pünktlich einstellen möchten, um jegliche Störung zu vermeiden. Dauer des Programms 2 Stunden. Eintritt 15 Cents.

— **Lakehurst. Hätte Commander** F. C. McCord, der Kommandeur des Marine-Luftkreuzers „Akron", einen anderen Kurs als den im letzten Augenblick eingeschlagenen genommen, so hätte er zweifellos das schwere Sturmzentrum vor der New Jersey Küste vermieden. — Das erklärte hier vor Gericht des Marineamts Leutenant Charles J. Maguire, der Meteorologe der hiesigen Luftschiffstation, der damit im dichtbesetzten Saale eine wahre Sensation hervorrief. Er gab dadurch auch dem einzig überlebenden Offizier der Todesfahrt des Luftschiffes, dem Leutenant-Commander Herbert V. Wiley, recht, der gleich am ersten Tage des Verhörs betont hatte, daß er dem Kommandeur des Schiffes kurz vor dem Untergang noch einen Kurswechsel empfohlen hatte. — Maguires Aussagen gewannen noch an Bedeutung, als nach ihm dann der deutsche Luftschiffskapitän Anton Heinen verhört wurde. Kapitän Heinen meinte zuerst, daß er sich keine Kritik an der Leitung der „Akron" erlaube, aber immerhin feststellen müsse, daß der Untergang zu vermeiden war. Er meinte daß ganz anders manövriert werden mußte, um das Luftschiff zu retten. Man hätte viel mehr, als getan wurde, sich durch den Sturm „durchfühlen" müssen. Dann auch hätte man Balast in Menge abgeben müssen, um auf 6,000 oder 12,000 Fuß Höhe zu kommen. Ein vertikal gerichteter Wind habe das Schiff zweifellos zu Boden gedrückt und beim Aufschlag aufs Wasser vernichtet.

— **Deutschland läßt sich durch die** amerikanische Luftschiffkatastrophe nicht abschrecken. Im Gegenteil, sie wird ein Ansporn zur vollen Durchführung der deutschen Zeppelinpläne sein. Diese Versicherung gab Dr. Hugo Eckener, der berühmte Kommandeur des „Graf Zeppelin", in einer Funkansprache. Dr Eckener gab seiner Ansicht Ausdruck, daß die Ursache für die Akron-Tragödie wahrscheinlich in einem allzuschnellen Abwerfen von Ballast zu suchen sei. Es sei eine bekannte Tatsache, daß ein schweres Luftschiff stets mit der Nase nach Oben zeige, während ein erleichtertes Luftschiff zu fallen beginne. Der „Graf Zeppelin" habe über 350 Flüge von zusammen 300,000 Meilen sicher zurückgelegt. Ein richtig gesteuerter Zeppelin, führte Dr. Eckener weiter aus, könne nicht einmal durch einen schweren Gewittersturm zur Notlandung gezwungen werden.

— **Eine Volkszählung in Japan** hat ergeben, daß die japanische Gesamtbevölkerung sich einschließlich der Kolonien auf 90,393,040 Seelen beziffert. Davon leben rund 64.5 Millionen auf dem Gebiete des eigentlichen japanischen Inselreiches, wo die Bevölkerungsdichte 169 Menschen pro Quadratkilometer beträgt; das sind 35 mehr als in Deutschland. — Deutschland ist etwa so groß wie die Provinz Saskatchewan, und doch hat Deutschland 7 Mal mehr Einwohner als ganz Canada.

— **Präsident Roosevelt hat mit**geteilt, daß er den Plan verfolge, die Weltpreise wieder zu heben. Der Dollar wird wohl auch eine andere Golddeckung erhalten. Wie's scheint, wird Präsident Roosevelt sein Ziel erreichen. Die Preise auf der Winnipeg Weizenbörse sind jetzt schon für Northern No.1 auf 58¼ gestiegen, Preis in Port Arthur.

— **In New York ist ein Kind ge**funden worden, und die Polizei untersucht den Fall, ob es vielleicht die vor 5 Jahren spurlos verschwundene Julia Johnson von Winnipeg ist. Sie spricht jetzt auch Deutsch und Französisch, was sie aber inzwischen hat erlernen können.

— **Soviet-Rußland hat England** mit gleicher Antwort gedient, indem es verbietet, Schiffe zu mieten, die unter englischer Flagge schwimmen, u. auch wird der Durchtransport von englischen Waren durch Rußland verboten, allen russischen Schiffen ist befohlen, englische Häfen nur im Notfalle anzulaufen. Es sind alles Folgen des Gerichtsprozesses der englischen Ingenieure in Moskau. England ist überzeugt, daß die Soviets den Prozeß inszenierten, um nur den Fehlschlag ihres 5-Jahrplanes vor der Welt zu vertuschen. Laut den letzten Nachrichten sind die Schritte schon eingeleitet, die beiden verurteilten Engländer zu deportieren, und das soll noch vor dem 29. April geschehen.

— **Die deutsche Agitation in dem** durch Versailles an Dänemark gefallenen Nordschleswig für Wiedervereinigung dieses Landstriches mit dem Deutschen Reich wird, wie von der dänischen Presse behauptet wird, unter dem Druck des nationalsozialistischen Systems stärker und stärker.

— **Das Kasino von Monte Karlo,** die weltberühmte Spielhölle, wird angeblich zu Reparaturzwecken geschlossen, doch besteht wohl der Hauptgrund darin, daß nicht genügend Leute mehr Geld zu verspielen haben.

— **Das Saargebiet, das anläßlich** der Katastrophe in Neukirchen überall Gegenstand von Erörterungen war, wird in seiner enormen volkswirtschaftlichen Bedeutung illustriert durch die jüngste Veröffentlichung des Statistischen Reichsamts. Danach zählt das Saargebiet, das aus Teilen der preußischen Rheinprovinz u. der bayerischen Rheinpfalz besteht, bei der letzten statistischen Erfassung 770,030 Einwohner bei einer Größe von 1,912 Quadratkilometer. Die Bevölkerung ist rein deutsch, nur 3,560 Personen sind nichtdeutscher Muttersprache, von ihnen die meisten italienische Arbeiter. Im nächsten Jahre kommt die Abstimmung über die spätere Zugehörigkeit des Saargebiets. übrigen Staatenbund trennen.

— **Die Kämpfe im Gran Chaco** haben noch nicht ihr Ende gefunden.

— **Der demokratische Senator** Mac Kellar empfielt den U.S.A. das Visum auf $500 zu setzen nach den Ländern, die ihre Schulden nicht bezahlt, oder die sollen von Amerikanern gemieden werden.

— **Kanzler Dollfuß von Oester**reich ist auch in Rom eingetroffen, und die Möglichkeit besteht, daß es einen Teil Süd-Tirols zurückerhalten wird.

— **Frankreich hat ein Programm** ausgearbeitet, um die U.S.A durch eine Propaganda Frankreich-freundlich zu stimmen. Ob's gelingt?—

— **England hat den Juden alle** deutschfeindliche Propaganda verboten.

— **Deutschland hat den 1. Mai** zum allgemeinen Arbeitertag proklamiert. Das wird den Kommunisten nicht passen.

— **Der österreichische Erzherzog** Leopold Salvador hat in Deutschland eine bürgerliche geheiratet.

— **Verschiedene Marokkaner aus** dem französischen Militär sind wegen schlechter Behandlung über die Grenze nach Deutschland geflüchtet.

— **Das Festhalten Deutschlands** und Italiens an dem von Mussolini ausgearbeiteten Vier-Mächte-Pakt hat in Paris großes Unbehagen verursacht. Daß auch der britische Premier für den Mussolini-Plan sich einsetzt, hat natürlich noch heißeres Blut gezeitigt.

— **Der rumänische Prinz Nikolas** hat seine bürgerliche Frau verlassen und ist nach Bukarest zurückgekehrt, und soll seine Prinzenrechte wieder erhalten. Seine Mutter soll die Trennung herbeigeführt haben.

— **Chicago hat sich das Geld ge**borgt, um den Lehrern am 15. April den Lohn für letzten Juni zu bezahlen die erste Zahlung seit dem 20. Dez.

— **Max Schmelling traf am 14.** April in New York ein, um sich am 8. Juni mit Max Baer von Californien zu messen. Er behauptet, daß in seinem Vaterlande noch nie solch mustergültige Ordnung bestanden, wie es jetzt der Fall sei.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 3000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. R.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

Der Ruf nach den Deutschen.

Dieser Ruf kommt aus Afrika, aus dem ehemaligen deutschen Schutzgebiet Togo in Westafrika, an der Sklavenküste. Als Deutschland seine Kolonien geraubt wurden, wurde der westliche Teil des Schutzgebietes Togo England, der östliche Frankreich zugeteilt. Um den Raub zu verschleiern, wurde der Völkerbund mit der Verteilung des Gebietes beauftragt. Das Gebiet war unter deutscher Verwaltung prächtig emporgeblüht, unter der neuen Verwaltung begann es zu verfallen. Die Franzosen besonders führten sich auch in Togoland als Eroberer ein, und von Tag zu Tag werden die Deutschen dort schwerer vermißt. In den letzten Wochen sind bei der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin Telegramme von Eingeborenen des Gebietes eingetroffen, die grelle Schlaglichter auf die unter den Eingeborenen herrschende Stimmung werfen. Eines dieser Telegramme aus Lome, der Hauptstadt des Schutzgebietes, lautet: „Heute früh feuerten Senegalesen auf die Stadt, siebzehn Personen erschossen, Männer und Frauen und Kinder. Bevölkerung schreit nach Deutschland."

Ein zweites Kabel mit der Bitte um Hilfe wurde an den Völkerbund gerichtet. — Inzwischen ist ein ergänzender Bericht eingetroffen, wonach die französische Mandatsregierung den Eingeborenen Zwangssteuern auferlegt habe, weil in der Presse der Goldküste Mitteilungen über eine Wiederkehr der Deutschen erschienen seien. Auf entsprechende Vorhaltungen der Häuptlinge habe der Gouverneur von der Erhebung neuer Steuern Abstand genommen. Kurze Zeit darauf seien aber französische Senegaltruppen gelandet, die eine Anzahl führender Persönlichkeiten als Geiseln festnahmen. Bei den einsetzenden Befreiungsversuchen seien vierzehn Männer, Frauen und Kinder wahllos erschossen und deutschgesinnte Häuptlinge schwer mißhandelt worden, Deutschland solle endlich wieder die Regierung übernehmen.

In der Sorge um Leben, Hab und Gut hat die Bevölkerung Togos ein weiteres Gesuch an den Gouverneur der Goldküste mit der Bitte um Weitergabe an den Völkerbund gerichtet. Es wird darin der Ruf nach Deutschland verstärkt zum Ausdruck gebracht und hervorgehoben, daß die Eingeborenen von Grund und Boden vertrieben und den Familien Steuern für längst Verstorbene auferlegt würden. Die Prügelstrafen im Nichtbeitreibungsfalle überträfen diejenigen der alten Zeit der Sklaverei. Nach dem offiziellen Bericht in „The Gold Coast Spectator" haben sich die Vorgänge in Togo noch schlimmer abgespielt, als die Eingeborenen sie wohl wiederzugeben wagten. Danach haben französische Truppenkörper fremder Eingeborener sofort nach ihrer Landung auf die wehrlose Bevölkerung ein heftiges Feuer eröffnet und dann in den Dörfern geraubt und geplündert. Die losgelassenen Horden ließen sich dabei Schandtaten aller Art zu schulden kommen und machten etwa fünfhundert Gefangene, die als Geiseln sofort in Einzelhaft gesetzt wurden.

Mitte Februar dieses Jahres veröffentlichte der Spectator eine Erklärung der Bevölkerung Togos, in der es heißt: „Lome, die Hauptstadt unseres Landes, war 1913 ein blühender Handelsplatz und als Gouverneur Clifford im gleichen Jahre hier einen Besuch machte, war er erstaunt über die Entwicklung unseres kleinen, aber gut verwalteten Landes. Man darf den jetzigen Tiefstand keineswegs mit der allgemeinen Wirtschaftskrise entschuldigen, sondern er muß auf die gehässige Behandlung unsres Landes zurückgeführt werden. Die Deutschen hatten jederzeit Verständnis für unsere Lage und jetzt, wo Togo Mandatsland ist, habe es doppelten Anspruch auf humane Behandlung. Statt dessen zwingt die grausame Behandlung viele Familien zu flüchten. Der Krieg ist vorüber und Deutschland müßte sich seiner Kinder wieder annehmen. Wann wird der Völkerbund endlich ein Einsehen haben?"

Als man Deutschland seine Kolonien nahm, geschah es mit der Begründung, daß es sich als unfähig erwiesen habe, Kolonien zu verwalten. Heute weiß die ganze Welt, daß diese Kolonien niemals so gut verwaltet gewesen sind wie damals. Damals waren sie gut verwaltet, sehr gut, heute sind sie schlecht verwatlet. Togo ist nicht das einzige ehemaliche deutsche Schutzgebiet, dessen eingeborene Bevölkerung nach den Deutschen ruft. Dieser Ruf ertönt überall gleichmäßig, und einmal werden die neuen Herren und der Völkerbund ihn hören müssen. Der Gang der Ereignisse wird sie dazu zwingen.

Der Mennonitische Katechismus

Der Mennonitische Katechismus, mit den Glaubensartikeln, schön gebunden

Preis per Exemplar portofrei 0.40

Bei Abnahme von 24 Exemplaren und mehr, per Exemplar portofrei 0.30

Die Zahlung sende man mit der Bestellung an das

Rundschau Publishing House

Steht hinter Deinem Namen der Vermerk daß „bezahlt bis 1934?" **Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!**

— Bestellzettel —

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. **Die Mennonitische Rundschau** ($1.25) $..........
2. **Den Christlichen Jugendfreund** ($0.50) $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name..........

Post Office..........

Staat oder Provinz..........

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name..........

Adresse..........

len

ck's

etrs
je-
heit.
i g,
m.

75c
75c
$1.80
75c
90c
80c
90c
75c
75c
75c
75c
90c
$5.00
75c
75c
75c
75c
75c
$1.50
90c
90c
$1.00
90c
75c
75c
$3.00
75c
50c
75c
$1.00
$1.00
75c
75c

St.,

St.,

nden.
Man

on

er-
ten.
diese
altet
nals
gut,
ogo
eut-
rene
uft.
mä-
uen
hö-
eig-